



Berlin, den 20. April 1901.

Dialog.

Der kleine Herr war furchtbar aufgeregt. Sein röthlicher Schnurrbart, der sich vorher auf der Mittellinie zwischen dem Franzensheinrich und Dabny hielt, schien in Wuth jetzt gesträubt und die Hand klapperte nervös mit dem Kaffeelöffel. Ein kleines Töpfchen, das leicht überkocht. Ich hatte es schon bemerkt, als die erste Blase aufstieg. Ganz begeistert von den wiener Nachrichten über den Empfang unseres Kronprinzen. Da sehe mans doch! Diese Ehrungen: sogar die Garnisonwache müsse im besseren Rock aufziehen. Toulon sei für die Franzosen eine Enttäuschung gewesen und nächstens komme der Italienerkönig selbst nach Berlin. Alle Intriguen haben ihr Ziel verfehlt; nie war der Dreibund fester. Rußland? Pleite; nicht vier Wochen könne es seine Armee ernähren. Auch steht es ja unmittelbar vor der Revolution und Herr Delcassé wird Augen machen, wenn er in Petersburg angelangt ist. So gieng eine halbe Stunde. Mein Schweigen ärgerte den Kleinen sichtlich. Und als ich, um nicht unhöflich zu sein, ein paar Worte fallen ließ und die modische Reisepolitik werthlos nannte, gerieth er aus dem Häuschen. Was? Diese Ereignisse, von denen alle Zeitungen voll sind, hätten nichts zu bedeuten? Er kenne doch auch die Welt, reise seit vierundzwanzig Jahren (für ein Wäsche- und Kravattengeschäft) und müsse offen gestehen, ähnliche Ansichten seien ihm noch nie vorgekommen. Man konnte sich in Berlin glauben, im Kundenkreis der von Lessings Erben ge-

pfliegten Tante. Rett, daß es im Reich der Bräus und Generalanzeiger noch politische Fanatiker giebt. In lustloser Einsamkeit muß man solche Zufallsbegegnungen ausnützen. Ich sah mir den Kleinen genau an. Freisinnige Volkspartei? Nein; dann würden die Schnurrbartspitzen nicht so nach oben stehen, würde die „schlanke Jünglingsgestalt“ eines Prinzen im Wortgesprudel nicht solchen Raum einnehmen. Also Freisinnige Vereinigung. Ich warf Etwas über die Handelsverträge hin; nun mußte das Wetter losbrechen. Es brach los. Ja, die innere Politik Bälows! Die selbe Sache wie bei Bismarck: draußen großartig, drinnen skandalös. Ganz und gar von den Agrariern umgarnt. Er habe gewiß nichts gegen die Landwirthschaft — der Kleine nämlich, nicht etwa der große Bälow —, kenne ihre Lage sehr gut, denn sein Bruder gehe seit vierzig Jahren auf die Getreidebörse. Der Landwirthschaft aber werde mit Böllen nicht geholfen. Und nun die ganze Keier, bis zum letzten Ton. Der Getreide zukaufende Bauer, dem der Zoll das Leben erschwert. Die Latifundien, die Rom ruinirt haben und deren ostelbische Besitzer bekanntlich schlemmen und die Steuer defraudiren. Feindschaft mit allen Staaten, auf die wir angewiesen sind. Die bedrohte Kultur. Das gewaltsam rückwärts gedrehte Rad der Zeit. Brotwucher die einzige Kraftquelle der Sozialdemokratie, die sonst längst verschwunden wäre. Sind wir auf der Welt, um ein paar Duzend Junkern, die zu theuer gekauft haben und nicht rationell wirtschaften können, die Taschen zu füllen? Wohin diese Leute wollen, zeige doch der Kanalkampf deutlich. Aber sie sind und bleiben die Herren, bekommen alle wichtigen und einträglichen Stellen und diktiren uns die Gesetze. Natürlich. Der Fuchs im Kastanienwald; und die Kamarißla! So sei die beispiellose Verwirrung in der inneren Politik zu erklären. Offenbar müsse es erst noch schlimmer werden. Wenn die verrückten Agrarier, deren Begehrlichkeit keine Grenze mehr kennt, uns in unabsehbare Zollkriege gestürzt haben, dann werden dem Volk die Augen aufgehen und es wird merken, daß die ganze Kultur auf dem Spiel steht. Leider wird gerade der schaffende Mittelstand die Kosten der Vehrzeit zu tragen haben.

Kurze Athempause: „Und das Centrum opfert seine demokratischen Uebertieferungen und unterstützt den Verrath am Volk. Das hätte Windhorst erleben sollen!“

Die Sache wurde bunt. Wenn man so lange kein Wort über Politik geredet hat, wird man leicht unvorsichtig.

Glauben Sie wirklich, Windhorst hätte es anders gemacht? Anders, nicht nur geschickter?

„Ob ich glaube? Gewiß wollte er auch die Jesuiten zurück haben. Aber auf einen Brotwucher dieser Art hätte er sich nicht eingelassen.“

„Ach, die Jesuiten! An Demen liegt ja keinem was. Die sind in genügender Anzahl vorhanden. Deren Pein wird nur noch zu dekorativen Zwecken vorgeführt. Das Centrum will herrschen, wie jede vernünftige Partei, wird, wie jede Partei, in seinem Willen von wirtschaftlichen Erwägungen bestimmt. Das demokratische Ideal ist eine schöne Sache, so lange man selbst zum Demos gehört; nachher giebt mans billiger. Wer Windhorst für einen Demokraten kaufte, hat ein schlechtes Geschäft gemacht. Und seitdem ist viel Wasser durch das Rheinland und Westfalen gelaufen; auch durch Bayern und Schlesien. Je näher das Centrum dem Herrschaftziel kommt, desto näher rückt auch die Gefahr der Zersplitterung. Warten Sie ab. Sie reden von ‚Brotwucher dieser Art‘. Was denken Sie sich eigentlich darunter?“

„Was ich mir denke? Sie haben doch gelesen, welche Zollsätze gefordert werden. Und das Centrum macht mit. Ein Theil hilft ja im Landtag sogar den Kanalfeinden.“

„Lassen wir mal den Kanal. Das ist im Wesentlichen eine technische Sorge, über die eigentlich nichts mehr zu sagen ist. Soll man lieber neue Schienenwege schaffen, das Eisenbahnnetz erweitern, das Wagenmaterial endlich so vervollständigen, daß es dem Bedürfnis genügt, oder soll man Kanalbetten graben? Kein Mensch hätte vor fünf Jahren die Frage auch nur gestellt. Da kam die Erinnerung an den Großen Kurfürsten, kam Krupp, kam der Wunsch des Kaisers, — und nun ist die Geschichte zu einer Haupt- und Staatsaktion geworden, von der plötzlich unser Wohl oder Weh abhängen soll. Im Grunde ungefähr eben so wichtig wie die Frage, ob Ihr Chef für Rumänien von den alten, bei uns aus der Mode gekommenen Plastrons einen großen Posten behalten soll. Der Fabrikant, dem die Bestellung zufällt, wird dafür sein. So ist auch der größte Theil unserer Industrie für den Kanal, weil daran in schlechter Zeit zu verdienen ist. Kommt er nicht, dann kriegen wir noch niedrigere Eisenpreise. Das hat mit Politik und Parteistellung nichts zu thun. Würden Ostagravier und Hansestädter sonst gemeinsam marschiren, hätte Stumm sich sonst von Krupp getrennt? Die Ansichten über Nutzen und Nachtheil des Kanals sind eben verschieden. Wunderlich ist nur, daß es ein Verbrechen sein soll, wenn ein Volk selbst bestimmen will, wie es sein Geld auszugeben gedenkt. Aber ich wollte ja nicht vom Kanal sprechen. Noch einer, meinerwegen, wenn die zwischen Nord- und Ostsee gemachten Erfahrungen nicht reichen. Wird wieder viel Lärm

um nichts . . . Doch auch bei den Zöllnen erschauern Sie sich ohne Noth. Kommt auch nur zum Kompromiß. Die Lage ist freilich schwierig; weichende Konjunktur, Arbeitslosigkeit, die Gewerkschaften in Sorge: schlechte Zeit für jede Brotzollerhöhung, der die Demagogie natürlich die ganze Schuld an dem Elend aufpackt. Damit rechnet auch das Centrum, das im Irrgarten sitzt und nicht weiß, welchen Ausweg es wählen soll. Es hat viele Bauern und muß sich namentlich im Süden vor den Agrarierbünden hüten, die ihm höllisch auf den Leib rücken. Aber es hat auch viele Industriekreise; und — um nur ein Beispiel anzuführen — Oberschlesien mit seinem Riesenexport nach Rußland geht vor die Hunde, wenn Witte die Grenze sperrt. Denken Sie nun noch an die katholischen Gewerkschaften, die — am Rhein hat sich schon gezeigt — von höheren Kornzöllen nichts wissen wollen. Es wird nicht leicht sein, diese einander entgegengesetzten Interessen unter einen Hut zu bringen, und wir werden noch ein sehr lustiges Laviren der schwarzen Marine erleben.“

„Interessen! Das ist es ja eben. Jeder vertritt heute seine Interessen und Keiner denkt an die Gesamtheit. Früher wars anders. Da stand auch das Parlament in anderem Ansehen. Wer spricht heute noch vom Konsumenten? Der hat den Mund zu halten und zu bezahlen. Agrarier und Antisemiten führen das Wort. Und wer hat uns diesen ganzen Hengstbath der Interessenpolitik gebracht? Doch nur Bismarck. Ich war übrigens nie sans phrase für ihn. Ein Gewaltmensch . . .“

„Sehr schön; aber er ist ja tot und hat auf Das, was heute in Deutschland geschieht, wirklich nicht mehr den geringsten Einfluß. Die Erscheinungen, über die Sie klagen, sind sehr viel älter, als Ihr Groll träumt. Lesen Sie Mommsen. Lassen Sie sich von Darwin beschreiben. Blättern Sie in den Büchern, in denen Englands Geschichte im neunzehnten Jahrhundert aufgezeichnet ist. Immer das Selbe; nur die Fassade wird von Zeit zu Zeit frisch angestrichen und mit neuem Stuck geschmückt. Die Ernsthaftesten haben sich nie darüber getäuscht und das ‚allgemeine Interesse‘ immer den Phrasen zu bequemem Gebrauch überlassen. Konsumenten sind wir Alle, der Artikelschreiber so gut wie der Bauer. Daneben aber hat Jeder noch andere Interessen. Sie wollen möglichst viele Hemden, Kragen, Schlipse verkaufen. Das können Sie nur, wenn viele Leute da sind, die Geld genug für solche Käufe haben. Sonst nützt Ihnen das berühmte billige Brot wenig. Ihr Interesse ist also: möglichst ausgedehnte Absatzgelegenheit. Deshalb macht der Gedanke an Grenzsperrn Sie nervös; die darben-

Arbeiterfamilie von fünf Klyfen würde Sie nicht in Aufregung bringen. Deshalb sollen Andere anders denken? Handelsverträge schließt man doch nicht in trunkener Feststimmung. Es giebt keine nüchternere Sache und ich wüßte nicht, wie mans machen sollte, ohne vorher alle Interessenten reden oder, wenns ihnen lieber ist, schreien zu lassen. Uebrigens brauchen Sie sich nicht zu ängstigen. Viel wirds nicht. Die Stimmung ist oben nicht agrarisch.“

„Noch nicht? Ich danke. Halten Sie Miquel und Posadowsky für Freihändler? Sechs Mark Roggenzoll bedeutet einfach den Krieg. Sie haben doch auch gelesen, was die Russen schon sagen. Die lassen kein Stück mehr hinein, keine kleinste Maschine. Und sie können uns auch sonst noch ärgern, einen hohen Holzzoll einführen und . . .“

„Das können sie; sicher. Nur wirds nicht so heiß gegessen. Herr Timirjasew lebt lange genug in Berlin und weiß, was die Glocke geschlagen hat. Für allzu standhaft hält man unsere Regierung draußen nicht; wird von allen Seiten geschrien, dann giebt sie gewöhnlich nach. Das ist, wie Sie einräumen werden, wenigstens kein Vermächtniß Bismarcks. Die Russen haben scharfe Waffen. Die schärfste hat unsere überhastete Weltpolitik ihnen geliefert. Wirthschaftliche Differenzen sind schwer auszutragen, wenn das politische Verhältniß unfreundlich geworden ist. In Petersburg wird man natürlich Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sich den deutschen Roggenmarkt zu erhalten. Wir würdens auch so machen. Aber wir brauchen uns nicht einschüchtern zu lassen, denn ganz wehrlos sind wir noch nicht. Den wichtigsten Bundesgenossen hat Rußland an unseren Exporteuren. Wir sind zu weit gegangen, als daß wir plötzlich in den Agrarstaat den Weg zurückfinden könnten.“

„Das sage ich doch jeden Tag! Aber reden Sie mal mit einem Junker Vernunft! Die Leute kennen die Welt nicht, haben nichts gelernt und sind wüthend, weil modernere Elemente auch mitsprechen wollen. Nur sie! Dabei haben sie schon Alles.“

„Na . . . Alles?“

„Gewiß! Rämmerer, Generäle, Oberpräsidenten; und fertig. Unser-eins wird nicht einmal Reservoffizier.“

„Wir wollen uns nicht weich machen. Wenn Sie wieder nach Berlin kommen, sehen Sie sich, bitte, recht genau um. Wer hat die schönsten Häuser, die besten Bilder, die modernsten Möbel? Wer kauft die theuersten Theatermädchen und den feinsten Rauenthaler? Wer sitzt in den Orchesterlogen und ist im März bei Adlon Kiebigeyer? Junker findts selten. Was

Die heute haben, ist meist nur noch der Ehre Kleid und Bier. Ein Bißchen Geduld: dann ist's auch damit aus. In Preußen dauert Alles lange, Alles, wenn es auch plötzlich hereinzubrechen scheint. Immerhin sind schon Veränderungen sichtbar. Der hohe Adel späht nach Aufsidtrathspräbenden und die nächste Generation liefert vielleicht schon den Mittelbanken die Direktoren. Poddbielskis Abendgesellschaften, wo der alte Schwertadel die haute finance berichtet, sind eine Etappe. Uebergangsstimmung. Wer das Geld hat, ist oben auf und kann Armeren für ein Weischen ruhig noch den Schein der Macht gönnen. Das Wesentliche wird längst in den Bankhäusern gemacht und der Riesen-Aufschwung, vor dem England jetzt steht, wird unendlich bedeutsamere Folgen haben als alle Monarchenküsse und Ministerreisen. Und da wir gerade bei England sind: erinnern Sie sich der langwierigen Kornzollkämpfe bis zu Peels Tag von Damaskus? Auch damals wurde an dem Strick gezerrt, hinüber und herüber, bis er endlich riß; dann kam der 'reine' Freihandel. Heute erleben wir's. Wird ein agrarischer Tarif wider Erwarten durchgehalten — an sechs Mark glaube ich nicht —, dann ist's der letzte. Das wissen die Auguren ganz gut. Der Blinde fühlt es ja mit der Krücke. Ein Land mit dem Klima und der Bodenbeschaffenheit des Deutschen Reiches, das seine Sache so ganz, so bedenkenlos auf Industrie, zum großen Theil auf Exportindustrie, gestellt hat, kann nicht mehr zurück. Das sagt man nicht offen, sondern wispert nur leise: Wir müssen Uebergänge finden, müssen den großen Grundbesitzern den Abstieg erleichtern. Also etwas höheren Zoll; sieht nach was aus, beruhigt die Leute und ist anodin. Wer große Politik oder gar, wie man jetzt schon in Bezirksvereinen sagt, Weltanschauung dahinter sucht, ist ein Kindergemüth“.

„Meinetwegen Uebergänge! Mag man den Herren die drei-, vierhundert Millionen jährlich in den Rachen werfen! Aber baar. Wir können doch nicht zu Grunde gehen, um ihnen einen Gefallen zu thun!“

„Warten wir's doch erst ab. Der Bundesrath kann den Tarif nicht Hals über Kopf berathen; er muß jede Position genau prüfen und die Bayern werden ihren Hopfen sicher eben so eifrig vertheidigen wie die Ostpreußen ihren Roggen. Dann kommt die Sache an den Reichstag, wo manche Parteien wahrscheinlich im eigenen Lager Ueberraschungen erleben werden, und danach kann man erst von einem Objekt reden, über das mit dem Ausland verhandelt werden soll. Der Weg ist also noch weit; wozu sich jetzt schon erhitzen? Disertanten denken sich solche Dinge immer sehr leicht: Die Agrarier sind verstimmt, also muß man ihnen Konzessionen machen. Doch hart

im Raume stoßen sich die Sachen. Der auf großen Flächen betriebene Ackerbau wird nie mehr so einträglich werden, wie er unter anderen Verhältnissen war, und die hellsten Köpfe werden sich bald lohnenderen Berufen zuwenden. Bauern wirds immer geben; die Latifundien aber gehen in den Besitz von Millionären über, die da nach englischem Muster wirtschaften und mit geringer Rente zufrieden sein. Das ist der Lauf der industrialisirten Welt. Und ist's einmal so weit, dann bröckeln auch die Standesprivilegien, die stets einen gewissen Aufwand erfordern. Dem alten Preußen können Sie heute getrost schon die Totenglocke läuten, und wenn Sie alt werden, können Sie Kämmerer sehen, deren Väter Bonapartes der Arbitrage waren. Diese Entwicklung ist unvermeidlich und deshalb sollte man sich über kurze Oszillationen nicht gar so sehr aufregen. Die ganze ‚Verworrenheit der Lage‘, die jetzt durch die Zeitungen spukt, stammt nur daher, daß man kein Ding vorher beim Namen nennt. Alles wird in den Phrasenschleier gewickelt. Was ist denn so fürchterlich ‚verworren‘? Zwei Klassen streiten um den besten Platz im Staat und die zu Besitz, also zur Macht gelangte Bourgeoisie heischt endlich auch die äußeren Attribute der Herrschaft. Die Gefühle Derer, die diesem Kampf zusehen, sind verschieden; über den Ausgang aber kann es unter Verständigen nur eine Meinung geben.“

„Sie hassen also die Junker auch? Ich war schon ganz irr geworden. Ich sage Ihnen: ehe wir die Macht dieser Leute — ich kenne sie — nicht für immer gebrochen haben, wird es nicht besser, wird Deutschland kein wahrer Rechtsstaat, kommt nicht der Tag, wo . . .“

Wieder eine halbe Stunde. Das andere Register: Zukunftsmusik. Alles war vergebens gewesen. Das Auge des Kleinen leuchtete; er sah in mir einen Gefinnungsgenossen. Si tacuisssem! So geht's Einem, der an einem Nachmittag ausjäten zu können wähnt, was Jahrzehnte lang früh und spät in die Hirne gepflanzt worden ist.



Wilhelm von Humboldt.

Im Vorwort zum Tagebuch Wilhelms von Humboldt von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796 stellt Albert Leizmann eine Art sozialpädagogischen Programms auf, wenn er sagt: „Die Persönlichkeit Wilhelms von Humboldt mit ihrer gleich warmen Begeisterung für Deutschtum und Griechenthum, ihrer kräftig und selbständig ausgestalteten, doch immer innig in den Tiefen der Gefühle wurzelnden Gedankenfülle wird, wenn mich nicht Alles täuscht, für uns Deutsche noch zu einer großen idealen Führerrolle bei einer Wiedergeburt unseres Geistes berufen sein, die wir sehnlichst erhoffen und erstreben.“ Obwohl ich das zu erstrebende deutsche Bildungsideal nicht, wie Leizmann es thut, in dem Weltanschauungs- und Gedankenkreise der vor hundert Jahren führenden Geister, eines Goethe, F. H. Jacobi, Georg Forster, suche, sondern die „Begeisterung für Griechenthum“ auf das Mindestmaß beschränkt wissen möchte, unterschreibe ich jenen Satz in seinem zweiten Theil mit voller Ueberzeugung. Und ich glaube, mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade die „Zukunft“ der rechte Ort ist, wo nachdrücklich daran erinnert und immer wieder darauf hingewiesen werden darf, daß der Deutsche von heute nicht darin allein seinen Beruf sehen soll, in dem Studium materieller Daseinsbedingungen, in der wirthschaftlichen Interessensphäre förmlich unterzugehen, sondern daß es auch für ihn in der That noch Ideale giebt, ohne deren Berücksichtigung das geistige Leben des Einzelnen wie das seines Volks bald auf ein sehr niedriges Niveau hinabsinken müßte. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein: dies keineswegs banale Wort bewähret sich auch heute, wo Führer und Masse, wie es manchmal scheinen will, für nichts Anderes Sinn haben als für Handelsverträge, Kanalvorlagen, Flottenvergrößerung, Kabellegerung, Kornhäuser, Differentialzölle. Insofern darf eine Erinnerung an die ideellen, kulturellen Leistungen von Denkern, wie Wilhelm von Humboldt einer war, von vorn herein ein gewisses Verdienst für sich beanspruchen.

Noch in einer zweiten Hinsicht wird das Herausbeschwören seines Geistes von Nutzen sein können: wenn wir uns die Persönlichkeit Wilhelms von Humboldt in ihrem Kern vergegenwärtigen, so wird uns als Haupteigenschaft — absichtlich sage ich noch nicht: Hauptvorzug — dieses Mannes seine Staunen und Bewunderung erweckende Vielseitigkeit, seine Universalität erscheinen. Namentlich wenn man ihn seinem Bruder Alexander nicht gegenüberstellt, sondern einen der edelsten Bruderbünde, den die Welt je gesehen hat, als eine geistige Einheit würdigt, dann versteht man die Wahnung, die die Herausgeber der Briefe Alexanders an seinen Bruder Wilhelm in den durchaus nicht zu schroffen, sondern vielmehr zur Ein- und Umkehr auffor-

bernden Worten niedergelegt haben: „Mit den Humboldt ist die Universalität des Wissens zu Grabe gegangen. Heute (geschrieben 1880; steht etwa 1901 besser damit?) hat die nothwendige Arbeitstheilung den Stempel des Spezifisches fest auf die Stirn und auch auf den Stiel des Gelehrten gedrückt; und mit hochmüthiger Einseitigkeit verachtet er meist das humane Talent, das über das Fach hinausstrebt.“ Dieser Vorwurf ist, wie eben angedeutet, nur zu sehr berechtigt. Wir sind schon so weit gekommen, daß einer der Wenigen, die heutzutage auf Grund einer seltenen Belesenheit es wagen, die ohne Wahl und Ziel überall hin zerstreuten Splitter und Splissen geschichtlichen Forschens zu einem harmonischen Bilde zusammenzufassen, daß Houston S. Chamberlain das bloße Dasein seiner (in dieser Zeitschrift bereits mehrfach gewürdigten) „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ mit dem charakteristischen Sage sozusagen entschuldigt, er zähle sich nicht zur Wissenschaft, er wolle vielmehr nur als Laie gelten. Dem gegenüber muß mit allem Nachdrucke betont werden: es gehört wahrhaftig weit, weit mehr dazu, ein beinahe auf jeder Seite originales Werk zu schaffen, das neben manchem lapsus eine Fülle von Anregung bietet, als etwa dazu: eine fehlerlose, schwer gelehrte und ungeheuer fleißige Urkundensammlung zu veröffentlichen; denn die Vorbedingung zu jener Leistung ist eine gehörige, nicht ganz gewöhnliche Dosis Geist, während man Urkunden herausgeben kann, wenn man nur über den nöthigen Auftraggeber im Hintergrunde und außerdem über das nöthige Quantum Siggfleisch, über Geduld, Konzentrationgabe und engen Horizont verfügt.

Allerdings habe ich bei dieser Gegenüberstellung, die in gewissen Kreisen als schwere Kezerei empfunden werden wird, Eins zu erwähnen unterlassen: zum originalen Schaffen gehört auch die in unseren Zeiten nicht allzu häufig anzutreffende Bewegungsfreiheit. Gerade vor Chamberlains Buch ist in mir oft das bedrückende Gefühl aufgestiegen: da arbeitet man nun und ringt und wählt sich Jahre lang ab, um sich eine selbständige Weltanschauung zu erobern; schon glaubt man, dem heiß ersehnten Ziele nahe zu sein, — da erscheint urplötzlich ein so grundstürzendes, alle Errungenschaften über den Haufen werfendes, mit den schwierigsten Problemen förmlich spielendes Werk, daß man sich recht, recht klein vorkommt. Aber dann tröstet Einen doch auch wieder der Gedanke: es giebt eben nicht alle Augenblicke einen Leibniz, einen Bayle, einen Windelmann, ein Humboldt-Brüderpaar, einen Chamberlain. Und statt sich darüber zu grämen, daß Einem nur vergönnt ist, die Höhen, die solche außerordentlichen Geister mühelos erklimmen, in dümmerner Ferne zu ahnen, ist man vielmehr dankbar dafür, ein Zeitgenosse zu sein, dem jene Höhenmenschen zu Führern dienen. Und fragt man weiterhin nach den Vorbedingungen solcher befreienden Werke, so stößt man in vielen Fällen auf die nicht zu unterschätzende Gunst äußerer Verhältnisse.

Wie Mancher plagt sich in Verborgenheit sein Leben lang ab, ohne es jemals zu einer führenden Stellung zu bringen; „man“ kennt ihn nicht, wird auf ihn nicht aufmerksam gemacht, vertraut ihm deshalb auch keinen Posten an, wo er erst zeigen könnte, welche Kräfte in ihm eigentlich wohnen.

In diesem Zusammenhang wird man mirs nicht als Wiederherausholen einer von unserem demokratischen Zeitalter ja längst überwundenen Anschauung auslegen, wenn ich angeichts eines noch näher zu beleuchtenden Abschnitts im Leben Wilhelms von Humboldt die Behauptung wage: Hochgeborene werden leichter bedeutende Menschen, gelangen müheloser in Stellungen, wo sie im höchsten Sinne segensreich wirken können, als gewöhnliche Sterbliche. Männer wie die Humboldts brauchen sich gar nicht um untergeordnete Fragen zu kümmern: der Ruf, der am fünfzehnten Dezember 1808 vom König Friedrich Wilhelm an den älteren Bruder ergeht: das Amt eines königlich preussischen Kultus- und Unterrichts-Direktors zu übernehmen, trifft einen Widerstrebenden; und schon die bloße Nachricht davon, daß „man im Mai 1829 ihn zum Direktor des neuen Museums haben wolle, macht den jüngeren Bruder schlaflos“: „Das wäre eine zu starke Erniedrigung“! Wilhelm hat allerdings nach kurzem Sträuben doch angenommen; dann aber war er auch der Mann dazu, die Aufgaben, vor die er sich nicht selbst gestellt hatte, glänzend zu lösen: Wilhelm von Humboldt ist, um nur Eins hervorzuheben, einer der Begründer der Universität Berlin und gewiß keiner der einflußlosesten gewesen. Und als er in den Anfangsjahren der Reaktion, im Jahre 1819, merkte, daß man seiner überdrüssig ward, da besann er sich nicht lange und ging. Bei seiner Vielseitigkeit, seiner Fähigkeit, Wissensgebiete der verschiedensten Art in sich zu vereinigen, war er ja zu jeder Zeit in der Lage, auch auf einem anderen Felde zu ernten: bald nach seiner Entlassung ist die Abhandlung „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers“ entstanden, eine Arbeit, deren Werth man immerhin auch an der sonst gleichgiltigen Thatsache erweisen kann, daß sie neuerdings von Karl Lamprecht in den Vorlesungen seines historischen Seminars ausführlich durchgenommen worden ist. Kurz darauf erschienen die basischen Untersuchungen und schließlich das Werk über die Kawi-Sprache. Durch seine Unterscheidung von Stoff- und Formelementen der Sprache hat Humboldt den ersten Anstoß zur Entwicklung des Gedankens gegeben, man müsse die begrifflichen Eigenschaften als der inneren, die formalen als der äußeren Sprachform zugehörig betrachten: die äußere und innere Sprachform entsprächen einander etwa wie Leib und Seele. Obgleich nun diese später namentlich von Steintal ausgearbeitete Lehre seit den eindringenden Forschungen der Psychologie Wundts nicht mehr zu halten ist, hat sie doch für ihre Zeit einen großen Fortschritt bedeutet. Sind solche allumfassenden Geister nicht zu be-
meiden? Der niederdrückenden Sorge ums tägliche Brod überhoben, schaffen

lit. weil sie nicht anders können; das Ideale ist ihnen Selbstzweck. Adelige Menschen haben adelige Gedanken; diese Beobachtung ist zu allen Zeiten und in allen Ländern gemacht worden. Daß Adelige im Staat und in der Verwaltung insbesondere hohe Stellungen — keine Sinekuren! — einnehmen, beruht durchaus nicht immer auf unberechtigter Bevorzugung, auf Byzantinismus oder Verwandteninzucht. Betrübend muß vielmehr nur die Erscheinung genannt werden, daß es der deutsche Adel verlernt hat, auch in der Wissenschaft (und der Literatur) die erste Rolle zu spielen; sollte der Rothstand des Großgrundbesizers bereits das ideale Streben unmöglich gemacht, erdödet haben? Wenn er nur innerlich tüchtig geblieben ist und sonst etwas Ordentliches gelernt hat, wird ein Adelliger von vorn herein und ungewollt ein gewisses Etwas mitbringen, das ihm vor den Anderen einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung verschafft. Deshalb habe ich es immer als Vorzug empfunden, mit Edlen verkehren zu dürfen; doch möchte ich einfließen lassen, daß es mir hierbei eben so wenig auf das „von“ selbst oder auf das Alter des Adelstitels ankam wie etwa darauf, daß der Edle persönlich mit mir verkehrte: auch in die Briefe des toten Humboldt mich zu versenken, ist mir eine Ehre, eine ethischer Genuß. Das Alles klingt wohl einigermaßen reaktionär, stimmt aber mit der modernsten aller Weltanschauungen, der des Aristokraten Riechke (die ich im Uebrigen nicht theile), sehr wohl überein.

Es ist ein schöner Zufall, daß den Anlaß zu den vorstehenden Betrachtungen zwei Bücher geboten haben, von denen das eine ohne das andere nur einen Bruchtheil vom Wesen Wilhelms von Humboldt verkörpern würde, die aber zusammen sich zu einem harmonischen Ganzen ergänzen, weil sie das Fehlende ahnen lassen. Zwar handelt es sich bei dem ersten Werk, der von Albert Reymann besorgten dritten vermehrten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, um die ausgehende Jugendzeit, während das zweite, Bruno Gebhardt's Wilhelm von Humboldt als Staatsmann, die Jahre des kräftigsten Mannesalters, Wilhelm von Humboldt auf der Höhe seines reichen Lebens schildert. Aber wie die Reime des späteren Staatsmannes von Gebhardt ganz richtig in den politischen Schriften der Jahre 1791/92 („Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Konstitution veranlaßt“ und „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“), also in Aufsätzen gefunden werden, von denen der zweite den Hauptgegenstand von fünf Briefen Humboldts an Schiller abgeben konnte, wie sich also schon rein äußerlich von dem einen zum anderen ein festes Band schlingen läßt, so ist auch innerlich — und darauf kommt vor Allem an — keine klaffende Lücke bemerkbar. Im Einzelnen wie am Gesamtbilde läßt sich darlegen, daß Humboldts Persönlichkeit das in jenen eben genannten Schriften — also vor Hugo, Eichhorn,

Savigny — erwiesene Befes der historischen Kontinuität gewissermaßen verkörpert: nirgends ein plötzliches Abreißen, sondern ein stetiges Fortschreiten, Erstarren auf dem soliden Grunde des vorher Erworbenen. Seine tiefe Kenntniß der Antike befähigte ihn zu einem klaren Verständniß seiner eigenen Zeit. Die innerliche Kontinuität im Werdegang Humboldts — aus der Einleitung zur „Kawisprache“ läßt sich genau die selbe Geschichtsphilosophie herauslösen wie aus dem dreißig Jahre vorher geschriebenen Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit — wäre ein Wunder zu nennen, wäre er ein Genie gewesen; in diesem Sinne schöpferisch war Wilhelm nie. Aber was sich vor einem Jahrhundert durch Sammeln, Forschen, Erkennen, durch ästhetisches Beurtheilen, durch das einfache, ungelünstelte Arbeiten eines Geistes mit grenzenlosem Horizont auf den Gebieten der Aesthetik, Philologie, Philosophie und Politik überhaupt erreichen ließ, Das hat er geleistet; und das naturwissenschaftliche Komplement dazu liefert der Lebens- und Schaffensgang Alexanders von Humboldt.

Die Klarheit, die uns aus Humboldts späteren Werken, den politischen wie den literarischen, entgegenstrahlt, läßt sich zum guten Theil aus der Thatfache erklären, daß sich noch vor hundert Jahren gerade die hervorragendsten Denker die Mühe nahmen, Alles, was ihren Geist bewegte, gleich oder ähnlich Bestimmten in ausführlichen Briefen zu schildern; es ist keine Frage, daß sie sich selbst den größten Dienst damit erwiesen haben, weil sie eben durch dies schriftliche Darlegen direkt genöthigt wurden, sich über ihr eigenes Wollen und Forschen klar zu werden. In gewissem Sinn gehört hierher auch die schöne (namentlich von Gerwinus hoch geschätzte) Charakteristik Schillers, die Humboldt ein Vierteljahrhundert nach dessen Heimgange dem ersten Druck ihres Briefwechsels vorausschickte. Wer nimmt sich heute noch die Zeit, mehr als das Allernothwendigste zu schreiben? Wie oft haben wir vielmehr gerade in den letzten Jahren erleben müssen, daß sich selbst hochangesehene Gelehrte nicht scheuten, Unfertiges zu verkünden! Nur heraus damit! Das ist die Lösung in unserem Zeitalter, wo sich der Einzelne rücksichtslos mit Elbogenstößen vorwärts — nicht immer aufwärts — arbeitet; ihn treibt die bange Sorge, ein Anderer könne ihm zuvorkommen. Nonum prematur in annum: ein überwundener Standpunkt; Feilen und Ausstreifenlassen: wie überflüssig! Und doch thäte gerade hier Einsicht, Umkehr dringend noth. Will man sich aber diese Tugend, die unsere hastende Gegenwart nicht kennt, aneignen, so greife man einmal zu Humboldts Briefwechsel mit Schiller! Diese Beiden, das Genie und der Weitblick, haben es verstanden, das Schöne auszukosten, zu genießen. „Wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, so nehme ich mir das Angenehme heraus“, so denkt Humboldt noch als Greis: für manchen Bestimmten ein beherzigenswerthes Bekenntniß! Wer die herrliche,

1714 von Danneker modellirte Büste Schillers, deren Züge jedem Besucher der großherzoglichen Bibliothek in Weimar in der Erinnerung haften, und Klauers Reliefmedaillon des jugendlichen Humboldt, dessen gelungene Wiedergabe Beigmanns Ausgabe schmückt, auf sich wirken läßt, wird sich in eine andere Welt versetzt fühlen, in die Welt der Ideale, die uns Menschen von heute abhanden gekommen ist wie ein verlorenes Paradies.

Dabei sind diese ästhetischen Genußmenschen durchaus nicht, wie man am Ende glauben könnte, in Gefühlen sozusagen zerfloßen: sie sind trotz ihrem Künstlerthum Männer geblieben, die zu arbeiten gewußt haben. Und nicht nur Das: Männer sind sie geblieben im erhabensten Sinn, Charaktere. Für Wilhelm von Humboldt lernen wir dies Stück seines Wesens, das sich vom Ganzen gar nicht trennen läßt, besonders gut aus der trefflichen Arbeit Gebhardts kennen. Der selbe Mann, von dem der Ausspruch stammt, die Poesie vermöge das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen, tritt uns hier als der gereifte Politiker entgegen, der den viel mißbrauchten und entstellten Begriff „liberal“ oder „nationalliberal“ in einer der denkbar besten Formen dauernd verkörpert hat. Möge Bernhard von Bülow immer eingedenk sein, daß er der Großnichte einer Tochter dieses echt liberalen Staatsmannes ist! Während man Hardenberg selbst dann, wenn man nicht gerade Humboldt zum Gegenstand einer umfangreichen Studie gemacht hat, nicht vor dem Vorwurf schützen kann, daß er sich bald nach dem Wiener Kongreß auf die Seite der Reaktion geschlagen habe, ist sein Mitarbeiter sich und seinem freien Denkerthum treu geblieben; Das verträgt sich sehr gut mit der Wärme, womit er noch im August 1814 für die Erhaltung des Kirchenstaates eingetreten ist: er war durch und durch überzeugt vom Gesetz der historischen Continuität, dem sich zum Beispiel auch der brave, knorrige Westfale J. C. B. Stüve für die ganze Dauer seines politischen Wirkens verschrieben hat. Mit Gebhardt können wir „tief bedauern, daß Humboldts staatsmännische Laufbahn abbrach, als er noch in voller Lebenskraft wirken und schaffen konnte“; noch bedauerlicher wäre es aber, wenn wir ihn länger an der Seite Derer um Metternich sehen müßten, die nach Aachen und Karlsbad noch Troppau, Laibach und Verona auf dem Gewissen haben.

Wenn auch Humboldt selbst zur Zeit der Dotation-Angelegenheit, um Hardenbergs Empfindlichkeit zu schonen, seine Geschäftsführung von der Sendung des Obersten von dem Knefbeck nach Wien (Januar 1813) bis zum Ende des Prager Kongresses (August 1813) als den verdienstvollsten Abschnitt seines staatsmännischen Wirkens hingestellt hat, so darf man doch die Zeit des Wiener Kongresses als den „Höhepunkt seiner staatsmännischen Wirksamkeit“ (Gebhardt) bezeichnen. Es giebt ein berühmtes Bild von Jean Baptiste Isabey, das eine Sitzung von dreiundzwanzig Bevollmächtigten der

aht (am Pariser Frieden theilhaftigen) Mächte zu Wien darstellt. Es fesselt weniger durch die Charakteristik der einzelnen Personen (man denke nur zum Beispiel an Napoleons Bildniß des Konfults Bonaparte in Malmaison) als durch die Gruppierung. Als hätte er die künftige Entzweiung der beiden preußischen Vertreter geahnt, hat der Maler den Fürsten Hardenberg in die linke Ecke (vom Beschauer aus) posiert, während Humboldt ein bescheidenere Platz — er war ja nur der Gehilfe des Kanzlers — in der rechten Ecke hinter seinem nicht ungefährliehen und in manchen Punkten siegreichen Feinde Talleyrand, zwischen Friedrich von Gentz und dem Grafen Cathart, angewiesen ist. Troy dieser fast untergeordneten und nur durch Hardenbergs Schwerhörigkeit gehobenen Stellung, worin sich Humboldt während der wichtigen wiener Zusammenkunft befand, ist sein namentlich von dem französischen Staatschef bekämpfter Einfluß auf die Gestaltung der Dinge nach der Ueberwindung der napoleonischen Episode unverkennbar. Hatte Humboldt schon 1812 in Wien Oesterreich aufgefordert, die unheilvolle Verbindung mit Napoleon zu lösen, oder war er 1813 für ein gemeinsames, die souverainen Einzelstaaten umschlingendes gemeindeutsches Band gewesen, hatte er im Juli 1815 tapfer für die Wiedergewinnung von Metz und Straßburg gestritten oder war er während der wiener Tagung eifrig für die Ausbildung einer landständischen Verfassung im Geiste der Boyen, Sneyfennau, Hardenberg und Stein eingetreten: in allen diesen Bethätigungen erblicken wir den kühnen und freien Denker, den preußischen Patrioten. Doch allmählich fühlt er sich mit Boyen und Beyme nicht mehr im Besitz der „Ohren des Königs“. 1817 sah sich Humboldt veranlaßt, an Bülow's Steuerentwurf herbe Kritik zu üben, ohne freilich selbst Positives vorzuschlagen; bald erstreckt sich des abtrünnig gewordenen Hardenbergs Widerstand gegen humboldtische Ansichten auch auf andere Punkte. Die Annahme der „schändlichen, antinationalen, ein denkendes Volk beleidigenden“ Karlsbader Beschlüsse brachte den latenten Zwist zwischen Boyen und Grolmann, Beyme und Humboldt auf der einen und dem Fürsten Hardenberg auf der anderen Seite Ende 1819 zum offenen Bruch. Hardenberg (genauer genommen: Metternich) hatte gesiegt; doch sollte er sich nicht lange des Sieges freuen: er starb schon im November 1822. Wilhelm von Humboldt aber war es vergönnt, noch lange Jahre hindurch einem Zeitalter, das, angeregt durch Goethe's und seiner Genossen reiche Begabung, mit geistigen Dingen förmlich Luxus trieb, anzugehören. Immerdar wird er zu den machtvollsten Vertretern deutscher Wissenschaft, menschlicher Denkerkraft gezählt werden. Wer die hehren Namen eines Hegel, Schleiermacher, Alexander von Humboldt, Niebuhr, Savigny nennt, wird den Wilhelms von Humboldt nicht vergessen dürfen; er mahnt uns, unabhängig und wahr zu denken, an unserer Bildung unablässig zu arbeiten, abelig gefinnt zu sein.

Faust II. in der Kunst.

Von der großen Menge dichterischer Werke, die unsere deutsche National-literatur bilden, hat nur ein ganz kleiner Theil eine Verherrlichung durch die bildende Kunst erfahren. Noch viel weniger Dichtungen sind dieser Ehre mehr als einmal theilhaftig geworden. Ob sich ein literarisches Erzeugniß als Gegenstand der bildenden Kunst zu behaupten vermag: Das hängt immer in der Hauptsache davon ab, ob es Menschengestalten geschaffen hat, die für die Einbildungskraft der Massen des Volkes feste Mittelpunkte bilden, ob es Auftritte enthält, die so volksthümlich geworden sind, daß Jeder sie, auch ohne einen Namen zu lesen, wiedererkennt, und ob sein Den Gehalt reich genug ist, um über den flüchtigen Schimmer einer glänzenden Außenseite hinaus anzuziehen. Vielleicht steht der zweite Theil von Goethes Faust allzu sehr in dem Ruf philosophischer Tiefe. Wenigstens verdankt er diesen Ruf in der Hauptsache den beiden Phantasiemummereien, die er enthält, der Maske am Kaiserhof und der klassischen Walpurgisnacht. Erst die modernen Aufführungen mit allem Glanz neuzeitlicher Bühnenherrlichkeit haben gezeigt, welche Fülle von Szenen berückender Schönheit die Dichtung außerhalb jener beiden Zwischenspiele enthält; und wenn der Operneffekt auch an zahlreichen Stellen den dramatischen Effekt ersetzt, so hat sich doch der zweite Theil Faust in mehreren Bearbeitungen als ein Glanzstück der größten Schaubühnen erwiesen und zieht als Fest- und Feiertagsstück dauernd große Mengen in das Schauspielhaus. Wo Faust und Mephistopheles zusammen erscheinen, da wird sie schwerlich Jemand auf einem Bilde nicht erkennen. Faust, der mittelalterliche Ritter, und Helena, die Schönste der Griechinnen, in trautem Vereine, geben eben so wenig die Möglichkeit einer Verkennung.

Es hat eines Bühnenleiters wie Karl Gutzkow und der Feier von Goethes hundertstem Geburtstag bedurft, um das erste Bruchstück des zweiten Faust-Theiles auf die Bretter zu bringen. Aber die bildende Kunst hatte sich die Hauptgestalten und die wichtigsten Auftritte des Gedichtes schon ein halbes Menschenalter früher erobert. Die moderne Faustgestalt der Bühne wie der Bildkunst verdankt dem zweiten Theil mehr, als man gewöhnlich annimmt. Welcher Schauspieler, welcher Zeichner konnte je darauf verfallen, den einsamen Philosophen Faust, der dem Totenschädel in die leeren Augen starrt, und den liebeheißigen Jüngling Faust, der nachts zu seinem Gretchen schleicht, als eine ritterliche Erscheinung mit ragendem Heldenkörper darzustellen? Erst nachdem der dritte Aufzug des zweiten Theiles, die klassisch romantische Phantasmagorie „Helena“, gegeben war, die uns Faust als Fürsten auf hochragendem Schloß und als Gatten der schönsten Königin von Althellas zeigt, erst nachdem sich Faust in das Schlachtengetümmel gestürzt hatte und ein Lehn-

fürst des Deutschen Reiches geworden war, — erst dann war diese Hebung der Faustgestalt möglich, von der die frühen Bilder zum Faust noch nichts wissen. Es ist kein Zufall, daß es erst Wilhelm von Kaulbach war, der diesen neuen, ritterlichen Fausttypus schuf. Man braucht nur seine Faustgestalt mit der seines Lehrers Cornelius zu vergleichen, um zu sehen, wie groß die Klust ist, die zwischen beiden gähnt. Dort der Bedant mit dem altraths herrlichen Gesicht des fünfzehnten Jahrhunderts, hier der in die lichte Farbe des germanischen Heldentypus getauchte geistige Riese, dessen Hand nur all zu leicht nach dem Schwerte an seiner Linken fährt.

Im Jahre 1827 war das Zwischenspiel „Helena“ erschienen, das dann der dritte Aufzug des zweiten Theiles ward. Im nächsten Jahr waren die ersten anderthalbtausend Verse des zweiten Theiles gefolgt mit der Bemerkung: „Ist fortzusetzen.“ Aber aus diesen Bruchstücken hätte Niemand auf den Charakter des Ganzen schließen können, zu dessen Bausteinen sie bestimmt waren. Als Goethe es vollendet hatte, konnte er sich nicht entschließen, damit noch jenseits der Aetzig in die Oeffentlichkeit zu treten. Er siegelte es vielmehr ein und betrachtete es als sein Vermächtniß an die Nachwelt. Als solches erschien es denn auch 1832: als erster Band seiner nachgelassenen Werke. Damals harrete schon ein Künstler sehnsüchtig des Werkes, um sofort seinen Bildergehalt mit dem Stift zu verkörpern. Es war Moriz Reysch in Dresden. Mit sechsundzwanzig Jahren hatte er 1816 seine sechsundzwanzig Umriszeichnungen zum ersten Theil erscheinen lassen, die Goethe hochschätzte und mehrfach zu Geschenken an Bekannte benutzte. Sie waren bei Goethes eigenem Verleger Cotta erschienen und haben nicht nur den Namen ihres Schöpfers, sondern auch das Interesse an Goethes Faust über weite Theile der gebildeten Welt getragen, die bisher davon unberührt geblieben waren. Der klassizistische Zeichner, der noch unter dem Bann von Mengs und Tischbein stand, aber mit Vorliebe romantische Stoffe sich zu Gegenständen erkor, mußte an der Mischung von Klassizismus und Romantik, wie sie im zweiten Faust-Theil vorlag, Wohlgefallen finden. Kein Wunder, daß er sich schon unmittelbar nach dem Erscheinen der Tragoedie an ihre künstlerische Bewältigung machte. Aber die Aufgabe war groß und schwer. Hier hatte Reysch Alles zu sein, Bahnbrecher, Szenenwähler, Gestalter. Hier galt es, die Hochpunkte der Handlung herauszuheben und zugleich darstellbare Auftritte zu gewinnen. War Das schon beim ersten Theil nicht leicht gewesen, wo der Raum, den die Gretchentragoedie einnimmt, nur allzu leicht verführt, den gedankenschweren Anfang zu vernachlässigen und die dankbaren Aufgaben zu übersehen, die der Kunst dort harren, so mußte es beim zweiten noch schwerer sein. Hier nimmt das Wunderbare einen noch breiteren Raum ein. Hier reiht Mögliches sich noch dichter an Unmögliches. Hier gilt es,

eine ganze Phantasiemwelt zu verkörpern, die zwar seit den Tagen der Renaissance künstlich zu neuem Leben erweckt worden war, aber doch immer um etwa dreitausend Jahre hinter der Gegenwart zurücklag. Nun spotten freilich solche Wundergestalten und Wunderereignisse nicht in dem selben Maß des Finsels und Stifies, wie sie des Regisseurs spotten, aber dafür fehlt ihnen auch das Glaubhafte, das ihnen auf den Brettern ihre Beweglichkeit giebt. Natürlich kann die Hand des Künstlers Hunderte von Geistern von einer Zimmerdecke niederschweben lassen, kann Menschen auf Wolken tragen, kann selbst Momentbilder festhalten, die auf der Bühne wie Lichtblitze vorbei flackern würden, aber wir werden durch sie allein nie eine Erichtho, eine Arimasppe, einen Peneios, einen Daktylos, eine Oreas und einen Anaxagoras kennen lernen, denn mit diesen Namen verbindet unsere anschauende Phantasie kein Bild. Und ohne die Möglichkeit, das vom Künstler Gebotene mit dem Inhalt unseres Bewusstseins zu vergleichen, ist ein Erkennen des Gebotenen unmöglich. Damit verliert aber die künstlerische Darstellung nicht nur ihren Hauptreiz, sondern überhaupt ihren Boden.

Seit den Tagen, da Reyßch seine Umrißbilder zum ersten Theil zeichnete, hatte er technisch viel gelernt. Namentlich konnte er jetzt das Laubwerk durch Umrißstriche bemeistern und dadurch seinen dünnlinigen Bildern einen reicheren Hintergrund geben. Seine Linien waren runder, schrungvoller, schärfer geworden. Der englische Nachstich seiner Bilder zum ersten Theil von Henry Moser hatte ihm die Radirung in einer Vollendung vorgeführt, in der er sie selbst früher nicht beherrscht hatte. Die neue, höhere Welt, in die Faust im zweiten Theil eintrat, wurde naturgemäß auch seiner Auffassung der Faustgestalt förderlich. Er hatte den Helden des Dramas niemals auf die Stufe des entsehten Phälisters sinken lassen, wie er aus den Bildern eines Rauwerd und Neherlich blickt und selbst bei Cornelius zu finden ist. Jetzt aber rechte er seinen Faust noch ein Wenig höher und gab ihm eine noch edlere Männlichkeit. Hatte er ihn vorher als bärtigen Fünfziger und als zwanzigjährigen Wilkibart dargestellt, so ward ihm jetzt die Möglichkeit, ihn in seinen besten Mannesjahren und bis zum hohen Greisenalter zu zeigen, als Ritter und Fürsten obendrein. Auch den Mephisto vertiefte und erhöhte er in ähnlicher Weise, obwohl Der im zweiten Theil kaum noch als Gegenstück Fausts dienen kann, sondern zur Rolle seines unbedingten Dieners hinabsinkt. Er ist der magere, rothhaarige, stolzirende Gefelle mit den zusammengezogenen Brauen und dem feuerrothen Mantel, der sich in der Verhöhnung alles Dessen, was dem Menschen heilig ist, unendlich wohl fühlt.

Während Goethe beim Schaffen des ersten Theiles nicht an eine Bühnenaufführung dachte, hatte er beim zweiten eine solche von vorn herein im Auge gehabt, — wie oft ers auch bei der Ausarbeitung vergessen haben mag.

Sagte er doch über die Helena zu Edermann, Alles sei sinnlich und werde, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen; die nicht Eingeweihten, denen der höhere Sinn verschlossen bleibe, würden wenigstens an der Erscheinung ihre Freude haben. Auf der Bühne ist die Helena-Episode des dritten Aktes denn auch thatsächlich der Mittelpunkt der Theilnahme. Hatte doch schon Guxkow 1849 aus dem zweiten Theil ein eigenes Stück „Der Raub der Helena“ herausgeschnitten, in dem er die verschiedenen Helena-Bruchstücke des ersten, zweiten und dritten Aufzuges zu einem Ganzen vereinigt hatte. Doch nimmt die Helena-Episode im zweiten Theil nicht die Stelle ein wie die Gretchen-Episode im ersten. Schon deshalb nicht, weil sie nicht am Ende steht und weil sie immer nur auf einer Bühne auf der Bühne spielt. So ist sie auch trotz der reichen Möglichkeit der Verwendung griechisch-klassischer Reminiscenzen, die sie bietet, niemals auf den Bildern alles Andere erdrückend hervorgetreten; sie blieb immer Episode.

Reyfschs Bilder sind nicht Bilder zum zweiten Theil, sondern nur Bilder zu einzelnen, willkürlich herausgegriffenen Stellen. Mit den Höhepunkten der Handlung fallen sie nur hier und da wie zufällig einmal zusammen. In der Mitte erlahmt dem Künstler die Last. Fausts Schaffen am Meeresstrande, das Dämmebauen und Kanälegraben, die Schöpfung eines Gartenparadieses auf dem ehemaligen Meeresboden, sein Widerwille gegen den Glockenklang des kleinen Kirchleins, seine Gewaltthat gegen das alte Ehepaar Philemon und Baucis, das Eindringen der Sorge und sein Ausdruck der Befriedigung über die Ansichten, die er kommenden Geschlechtern eröffnet hat, haben keine Spur in Reyfschs Faustbildern zurückgelassen. Dafür zeigt er uns, wie Lemuren Faust ins Grab legen, wie Engel und Teufel um Fausts Seele kämpfen und wie Fausts Unsterbliches zum Himmel aufsteigt. Das sind Gegenstände, die sich in Umris Zeichnungen eben so wenig bewältigen lassen wie der Prolog im Himmel, mit dem er seine Bilderreihe im ersten Theil begonnen hatte. Von den geplanten zwölf Bildern zum zweiten Theil sind nur elf ausgeführt worden. Vor diesen schwierigen Aufgaben versagte des Künstlers Gestaltungskraft. Er ergänzte lieber seine Zeichnungen zum ersten Theil, um die Zahl von vierzig Platten zu Faust zu erreichen.

Morig Reyfsch war kein Künstler vom Range eines Cornelius, wenn seine Faustbilder auch weit volkstümlicher geworden sind als die des größeren Meisters. Ein Schüler von Cornelius, Wilhelm von Kaulbach, aber hat mit seinen vier Faustbildern an Volkstümlichkeit wieder Reyfsch geschlagen. Darunter ist auch ein Bild zum zweiten Theil, das von allen Faustbildern das schönste genannt werden könnte. Es behandelt den Höhepunkt der Helena-Episode: Faust, Helena und Euphorion. Es ward erst als Stich und dann

als Delbild ausgeführt. Es ist das erste Gemälde zum zweiten Theil; Kaulbachs Faustgemälde sind überhaupt die ersten Delbilder zum Faust. Goethes Helena ist ein schönes Weib auf der Mittagshöhe ihrer Reize, die Vertreterin griechischer Schönheit. Sie ist ein Gegenstück zu Gretchen, ein höheres, edleres, großartigeres Weib als das schüchterne, gegen den Geliebten demüthige Mädchen. Und fließt auch von ihrer Lippe nicht die Sprache der Liebe, so rollt ihr das Blut doch so viel heißer durch die Adern, bligt aus ihren Augen doch so viel sengender die Leidenschaft. Kaulbach hat diesen Zug glücklich hervorgehoben. Das keusche Mädchen, das mit dem Brevier in der Hand in die Kirche geht, und diese schwellende Schönheit, die in heißem Drang, zu genießen, ihre weißen Arme um den Nacken des fürstlichen Geliebten schlingt und ihn an ihre volle Brust preßt: Das sind zwei Bilder, deren Gegensatz man so leicht nicht vergißt. Auch das verzweifelte Mädchen vor der Mater Dolorosa, das Kaulbach gemalt hat, schlägt keine Brücke zwischen ihnen. Eine Helena wird so wenig Reue darüber empfinden, daß sie sich einem Faust hingab, wie sie einst bedauert hatte, zehn Jahre im Arm des Paris geruht zu haben, nachdem sie vorher des Menelaos Minne genossen hatte. Es ist eine ganz andere Welt als die Welt der Gelehrtenstube und der Kleinbürgerstochter mit ihrem Philistertum und ihrer Wohlstandigkeit. Es ist eine Welt jenseits von Gut und Böse, aber auch eine Welt jenseits der physischen Möglichkeit. Hier herrscht nur der Drang nach Genuß. Kein Tröpflein Moralin fällt als Wermuth in seine Säfte. Die Ausschöpfung der Genußfähigkeit ist Alles, woran er seine Schranke findet. Aber auch diese Schranke scheint es kaum zu geben. Auch aus Goethes Faust brüllt ein Löwe von Unerfättlichkeit.

Unter den fünf Einzelgestalten zum Faust, die Friedrich Veht in seiner Goethegalerie in seinen Stahlstichen gegeben hat, finden wir wieder Helena. Theilt diese marmorschöne Helena auch mit dem Marmor die Kälte, so ist sie doch unstreitig in den griechischen Ebenmaßen ihrer Formen die schönste Gestalt des kleinen Faustkreises und ragt thurmhoch über dessen unbedeutendes Gretchen empor, von der Faustgestalt ganz zu schweigen. Es ist kein Mädchen, das der Liebe nur erst ahnend, träumend gegenüber steht, sondern ein berauschendes Weib, das als Königin schon in den Armen von Königen geschlummert hat und dabei doch die Königin der Herzen geblieben ist. Der Kronenreif um ihre Stirn steht ihr nur allzu natürlich; es ist, als ob sie mit ihm geboren wäre. Aber auch ohne ihn würde sie die Männerbeherrscherin bleiben. Wohl muthet sie uns in ihrem griechischen Gewand fremd an, kaum wie eine Gestalt aus der deutschen Nationalliteratur, aber diese Literatur hat eben zur Zeit ihrer letzten und höchsten Blüthe unter dem Bann des klassischen Alterthums gestanden; und der zweite Faust-Theil ist selbst außer-

halb der klassisch-romantischen Phantasmagorie ein Denkmal der Vermählung dieser Strömung mit der heimischen dichterischen Uebersieferung.

So hoch nun Engelbert Seiberg Moriz Rejsch an philosophischer Einsicht überlegen war, so sehr war es auch an Geschmack in der Stoffwahl und in dem Gefühl der künstlerischen Harmonie. Seinen dreizehn Bildern zum ersten Theil hat er zwölf zum zweiten gegenübergestellt, so daß jede übermäßige Betonung des ersten Theiles wegfällt. Einen eigenen Reiz giebt er seinen Stahlstichen ferner durch ihre Einkleidung in einen Arabeskenrahmen, in dem nun einmal die Phantasie ihre Schwingen freier regen zu können scheint und der wohl gestattet, besondere Beziehungen zwischen mehreren Bildern hervortreten zu lassen. Gerade beim zweiten Theil mit seiner stärkeren Betonung des Phantastischen ist Das ein großer Vortheil. Kaulbach und Seiberg, die mit ihren Faustbildern eng zusammen gehören, bilden in der Faustillustration den Uebergang von der älteren Kunst zu der modernen. Beide haben gemeinsam der modernen Illustration und der modernen Bühne die neuere Faustgestalt erobert, zu der schon Rejschs Bilder in gewissem Sinne die Wege gebahnt hatten. Ein halbes Menschenalter war seit dem Erscheinen der Bilder Rejschs zum zweiten Theil vergangen, als Seiberg die feinen 1850 bis 1851 schuf. Zwischen beiden Werken lag die Ausbildung der modernen Vervielfältigungstechnik; so stehen Seibergens Stahlstiche natürlich auf einer viel höheren Stufe technischer Vollkommenheit. Auch Seiberg zeigt uns den schlafenden Faust, Paris und Helena auf der Bühne, die Entstehung des Homunkulus und die Luftfahrt nach der griechischen Welt. Dann aber folgt der Empfang Helenas im Zauberpalast Fausts. „Faust, Helena und Euphorion“ ist ein Seitenstück zu Kaulbachs Bilde. Nur hat Seiberg das Ganze griechischer aufgefaßt. Nicht die romantische Leidenschaft ist der Hauptzug des Griechenthums, sondern die grandiose, die harmonische Ruhe. Helena sitzt, ein leichtes Gewand über ihre Schenkel geworfen, auf Fausts Knien und auf ihren Knien steht ihr kleiner Sohn Euphorion in kindlicher Schönheit.

Mephistopheles hat Faust aus Hochgebirge getragen, von dem aus sich die Vorbereitungen zur Schlacht zwischen Kaiser und Gegenkaiser überschauen lassen. Faust fühlt sich noch immer dem Kaiser geneigt. Auf dem arkadischen Zauberschloß hat er die Wonne kennen gelernt, sich als Fürsten zu fühlen. Jetzt braucht Mephisto nur leise an diese Stimmungen zu rühren, um ihn leicht zu bestimmen, dem Kaiser beizustehen. Es kommt zur Schlacht. Vor dem Zelt des Gegenkaisers wird er mit dem Meeresstrande des Reichs belehnt und in die Zahl der Reichsfürsten aufgenommen. Unter diesen Auftritten ist keiner, der Faust thätig bei einer bedeutenden Handlung zeigte. Mephisto handelt und Faust bekommt den Lohn; daher fallen auch die in halber Größe ausgeführten Bilder ab.

Faust herrscht in seinem eigenen Lande. Er dämmt das Meer ab und schafft an der Seeküste blühende Fluren. Was in Holland ein zähes Volk in Jahrhunderte langer Arbeit that, vollbringt er mit Mephisto im Lauf eines halben Menschenalters. Bei dieser Arbeit altert er, wird er ein Greis. Auf der Höhe seines Schaffens sieht er mit den drei Gewaltigen, die ihm Mephisto gegeben, am Meeresufer. Der Wächter Lynkeus singt von ihm:

„Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die starren Masten stehn bereit,
In Dir preist sich der Bootsmann selig,
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.“

Aber das Glückchen der Kapelle auf der Düne stört ihn. Es erinnert ihn schmerzlich daran, daß sein Reich sich noch nicht dehnt, so weit sein Auge reicht. Die Hütte von Philemon und Baucis lobert in Flammen auf. Aber auch diese Ausdehnung seines Reiches macht ihn nicht glücklicher. Es ist Witternacht. Vier graue Weiber suchen bei ihm Eingang. Mangel, Schuld, Sorge und Noth sind ihre Namen. Die Sorge schleicht sich durchs Schlüßelloch ein. Faust weist sie weg, aber sie entgegnet ihm, sie sei am rechten Ort, und fragt, ob er die Sorge nie gekannt habe. Dabei haucht sie ihn an und er erblindet.

So wenig wie im Forschen und Streben zu persönlichen Zwecken, so wenig wie in dem wilden Leben und in der Minne Helenas hat Faust in der Kolonisirung Befriedigung gefunden. Erst der Gedanke, daß er sie im Dienst eines Ideales, im Volksdienst, leistet, hat sie ihm geadelt. Der Gedanke, daß der Mensch für den Menschen da ist und daß es mehr ist, für die Zukunft zu arbeiten als für die Gegenwart, hat ihm ein Glücksgefühl gegeben, wie er es früher nicht gekannt hatte. Als sich jetzt das freundliche Zukunftsbild eines rüstigen Volksgewimmels vor seine Seele drängt, da kann er sich selbst nicht mehr leugnen, daß er zum Augenblick sagen möchte: „Verweile doch, Du bist so schön.“ Die Todesglocke hallt. Lemuren legen ihn in das Grab, das sie gegraben, während er sie am Kanalbau beschäftigt glaubte. Der Kampf der Engel und Teufel um seine Seele und die Verklärung schließen diese Bilderreihe ab.

Keinem deutschen Künstler ist die Darstellung der Apotheose Fausts gelungen. Sind schwebende Gestalten an sich schon ein Wagniß für die Kunst, so wächst hier die Schwierigkeit, weil eine Himmelfahrt Fausts mit all den Himmelfahrten Christi und den Himmelfahrten Mariä in Wettbewerb zu treten hat, für die uns die religiöse Kunst einen festen Typus geschaffen hat. Ein französischer Künstler aber hat wenigstens ein mit Genuß zu betrachtendes Bild geschaffen. Es ist der Illustrator Walter Scotts, Tony Johannot, der Faust mit dem Zauberschlüssel gezeichnet hat, aber nicht bis

zu einem ganzen Bilderkreis zum zweiten Theil gelangt ist, der sich seinen Bildern zum ersten würdig anreihete.

Von Chiffart giebt es zwei große Faustgemälde, die als Gegenstücke gedacht sind: Faust während der Walpurgisnacht des ersten Theils und Faust im Kampf mit dem Heere des Gegenkaisers im zweiten. Das gewaltige Ringen mit den übernatürlichen Gewalten ist auf dem Bilde machtvoll zum Ausdruck gebracht. Es ist, als hätte sich die ganze Natur mit allgewaltigem Wehen zur Vernichtung des feindlichen Heeres verschworen. Wie die apokalyptischen Reiter brechen die Ritter auf die vom Schreck gelähmten Schaaren ein. Wie ein Vorspiel zum Jüngsten Gericht muthet das Ganze an. Die Wasserstürze von den Bergen, das Sturmeswehen, die drei Gewaltigen, die den Schreden vor sich hertragen: das Alles sehen wir und es ist, als hörten wir den Posaunenschall von den Bergen, der das gegnerische Heer zittern macht wie einst die Mauern von Jericho. Chiffarts Bild zeigt, welche dankbare Stoffe für den Künstler noch im zweiten Theile liegen. Noch besitzen wir keine große illustrierte Ausgabe dieses Theiles, so viele ihrer auch schon angezeigt worden sind. Je mehr sich aber die Erkenntniß Bahn bricht, daß der erste Theil allein ja doch ein Torso bleibt, um so größer wird die Betonung des zweiten Theiles auf den Brettern. Die bildende Kunst kann davon nicht ganz unberührt bleiben. Und da sie sich vielleicht der Schöpfung des Dichters noch freier gegenüber stellen darf als die Bühne, so braucht auch keine Gefahr zu sein, daß sie etwa im Allegorischen verkümmere.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Die Einsamen.

Einsam sind Alle, die ihr Liebstes verloren oder überhaupt nicht gefunden haben; deren Fähigkeit zur Liebe sich nicht voll ausgeben konnte oder durfte und die ewig unbefriedigt bleiben, weil die in ihnen aufgehäuften Sehnsucht nach Liebe sie zu keiner Ruhe kommen läßt. Man kann inmitten einer großen Familie unsagbar einsam sein. Die Zahl macht es nicht aus. Wenn unter allen diesen Menschen nicht der Eine, der Einzige und über Alles Geliebte ist, wird die Sehnsucht nie verstummen. Denn im Grunde genommen, liebt man immer nur einen Menschen. Die Andern laufen bloß nebenher.

Wenn Du einem Menschen nicht das Liebste bist, bedeutest Du ihm, genau gesehen, nichts. Sobald er Einen hat, der ihm lieber ist als Du, vermagst Du wenig oder nichts über ihn. Nur der ihm Liebste ist im Stande, ihn wirklich zu erfreuen oder zu betrüben. Und wenn er Leid erfährt, kannst Du ihn auch nicht

trösten. Ein wirklicher Trost kann ihm eben wieder nur von dem ihm Liebsten kommen. Wenn Der ihm Trost und Theilnahme vorenthält, wird ihn Dein armer Trost kalt lassen. Nur der Liebste hat Rechte und hat auch immer Recht.

Schließe Dich, Einsamer, an die Einsamen. Denen bist Du nützlich und willkommen. Die Zweisamen brauchen Dich nicht. Sie haben an einander genug.

Die Freundschaft kann Dich darüber belehren. Wie lange dauert Männerfreundschaft? Doch gewöhnlich nur so lange, bis ein Weib dazwischentreitt. Gewöhnlich findest Du sie nur bei jungen Leuten, die noch frei sind vom Weibe. Tritt aber das Weib dazwischen, dann wird die Freundschaft meist lau und locker, wenn sie nicht gänzlich aufhört. Der Mann, der vielleicht ein geringeres Bedürfnis nach Liebe hat als das Weib und bei dem das Gefühlleben, schon aus Zeitmangel, eine kleinere Rolle spielt, geht in der Frau auf, mit der er haust. Wenn Einer mit einem Weibe haust und glücklich ist mit ihr, braucht er weder Freunde noch Freundinnen. Er vermisst sie wenigstens nicht, wenn sie fehlen. Und er sucht sie nicht.

Wahrscheinlich gebricht es dem Mann an der Fähigkeit, nach verschiedenen Seiten Liebe zu geben. Wenn er seine Frau wirklich liebt, bleibt ihm für Andere kaum noch Etwas übrig. Die Frau hat mehr Zeit und ein reicheres Gefühlleben. Sie braucht auch mehr Liebe. Durchschnittlich ist sie die bessere und treuere Freundin. Sogar, wenn sie liebt. Sie braucht Zeugen ihres Glückes, sie ist mittheilbarer. So wirst Du immer bemerken, daß in einer glücklichen Ehe die Frau ihren Angehörigen eine weit größere Anhänglichkeit bewahrt als der Mann seiner Familie. Der Mann löst sich, sobald er mit einem Weibe haust, von seiner Familie und seinen Freunden. Er nimmt die Gewohnheiten und Neigungen seiner Frau an. Und er wird, je nachdem sie geartet ist, von ihr herabgezogen oder emporgehoben.

Meist herabgezogen. Aber er merkt es nicht. Bei Anderen merkt er's. Doch bei sich selbst niemals.

Versuche aber nicht, Deinen Freund, wenn er in solcher Lage sich befindet, auf die Gefahr aufmerksam machen, ihn, wie man sagt, die Augen öffnen zu wollen. Du wirst nichts ändern, aber Du wirst ihn verlieren. Die geschlechtliche Liebe ist an sich nichts Hohes, nichts Erhebendes, nichts Beredelndes. Sie ist ein blinder Naturtrieb. Doch eben darum ist sie unbefleglich. Und die Freundschaft, auch die ehrlichste, treueste und selbstloseste, steht ohnmächtig daneben. Die Frau, deren physischer Besitz einem Mann nothwendig und begehrenswerth erscheint, hat immer Recht. Wenigstens wird ihr der Mann vor seinen Freunden immer Recht geben. Er, der von Natur und aus freiem Antrieb so selten gefällig, fügjam, opferwillig und freigebig ist, wird es dem geliebten Weibe gegenüber. Diesem Weibe versagt er nichts, — wäre es auch nur, um Ruhe im Hause zu haben. Der Mann, im Gegensatz zum Weibe, ängstigt sich vor Szenen und Thränen und Unruhe. Er giebt oft nur nach, um Szenen vorzubeugen oder ein Ende zu machen. Sogar die ungeliebte Frau, wenn er einmal an sie gebunden ist, vermag unendlich viel über ihn. Er will Ruhe haben in seiner Häuslichkeit. Die Frau ist viel feischer und kampflustiger. Szenen schrecken sie nicht, wenn sie Etwas durchsetzen will. Solche Emotionen regen sie vielmehr an. Und sie weiß auch, daß sie einen längeren Athem hat als der Mann, daß aus häuslichen

Kriegen schließlich doch immer sie als Siegerin hervorgehen wird, eben weil sie den längeren Athem hat. Jeden Mann zermürben und zermürben häusliche Szenen. Die Frau bleibt ganz munter dabei. Und Das erklärt, warum Männer sich so gänzlich von ihren Frauen beherrschen lassen, — sogar von den ungeliebten oder nicht mehr geliebten.

Aber laß Deinen Freund in seiner Lage. Versuche nicht, Einsamer, einzugreifen. Es ist immer umsonst. Ist die Benebelung des Zweifamers so groß, daß ihm jedes Urtheil über das Weib, mit dem er haust, fehlt, dann wirft Du ihn nicht sehend und klarsehend machen. Und fühlst er heimlich seine Erniedrigung und Abhängigkeit, dann wird er Dir dafür, daß Du an seine geheime Wunde greiffst, keinen Dank wissen. Trachte vielmehr, blind zu scheinen, und mende Dich nicht in Dinge, die Du nicht und Niemand ändern wird. Ueberlaß ihn seinen Schicksal. 'es ist' 'des' Schicksal der Meisten wünsch. und wenn Du seine Wahl im Großen und Ganzen billigen kannst, dann wünsche ihm in Deinem Herzen Glück dazu. Der Zufall ist ihm dann eben hold gewesen: denn nicht die edlen menschlichen Eigenschaften sind es, die des Mannes Liebe erwecken. Wenn ein Weib solche Eigenschaften zufällig besitzt, dann ist es ja gut für den Mann, der sie erwählt hat: doch die Liebe hat damit nichts zu schaffen.

Und vor Allem, Einsamer, gehe den Zweifamer aus dem Wege. Bemühe Dich wenigstens, sie nicht zu viel zu lieben. Halte Dir immer vor, daß sie Dich nicht brauchen und Dich, wenn Du heute aus ihrem Leben schwindest, morgen vergessen haben werden. Und begnüge Dich, wenn Du nun einmal an einem Zweifamer hängt und nur mit Schmerzen von ihm lassen könntest, mit einem sehr bescheldenen Plag in seinem Leben und Herzen.

Am Besten freilich wäre es, Du suchtest nach Einsamen. Nicht nach den egoistisch Einsamen, die einsam blieben, weil sie es am Angenehmsten finden, sich selbst zu leben: Solche sind widerwärtig und für wahre Freundschaft vom Grund aus verdorben. Nein: suche nach Einsamen, die, wie Du, ohne ihre Schuld einsam geblieben sind, weil sie ihr Liebstes entweder nicht gefunden oder es — durch das Leben oder den Tod — verloren haben. Bei Solchen wirst Du Freundschaft finden und Dankbarkeit, wenn Du selbst ihnen Freundschaft giebst. Du wirst ihnen nicht Alles, nicht das Höchste sein können, aber doch Etwas; viel sogar, wenn Ihr Eud versteht. Und die Einsamen verstehen einander gewöhnlich nicht schwer, da Alle an dem selben Leide tragen: an ihrer Einsamkeit.

Den Zweifamer aber gehe aus dem Wege. Das heißt: verkehre mit ihnen, ohne sie in Dein Herz einbringen zu lassen. Da haben sie nichts zu suchen, denn sie brauchen Dich nicht. Es giebt eine unglückliche Freundschaft, wie es eine unglückliche Liebe giebt. Und solche Freundschaft thut gerade den Einsamen am Meisten weh. Du hast schon im Höchsten und Wichtigsten Schiffbruch gelitten: sei behutsam im Verzeihen Deiner Freundschaft und wirf sie nicht an Menschen weg, die nichts oder doch nur wenig mit ihr anzufangen wissen. Und wenn Du es durchaus nicht lassen kannst, gerade einem Zweifamer Deine Freundschaft aufdrängen zu wollen, dann wirst Du eben auch in dieser nicht begehrten Liebe bleiben, was Du sonst in Deinem Leben bist: ein Einsamer.

Chamberlains Richter.

Die Tugend ist das gemeinsame Band aller unserer Journalisten. Sie macht den Mann vernünftig, umsichtig, klug, verständig, weise, tapfer, überlegt, redlich, glücklich, beifällig, wahrhaft und zum Helden in jedem Betracht. Unsere Journalisten haben die Anlagen dazu von Eltern und Voreltern ererbt, aus ihren Rassen und Vaterländern direkt bezogen, in ihren Tempeln und Bethäusern ausgebildet, in der Zucht ihrer hohen Schulen befestigt. Sie sind schön, gut, heilig, liebenswürdig und verabscheuen jegliches Laster. Sie würden, wenn ihr Auge zufällig auf den dreihundertsten Aphorismus des seligen Balthasar Gracian fielen, mit gerechtem Stolz das Ebenbild von ihres Wesens Vollkommenheit in ihm erblicken und sich beeifert fühlen, ihre so ehrlich empfundene, so echt christliche, so urgermanische Moralhege gegen Joseph Chamberlain mit dem an ihnen bekannten Fanatismus der aufrichtig Ueberzeugten weiter zu betreiben. . . Auf eine Diskussion der Politik Chamberlains will ich hier verzichten; sie wäre, bei der gegen diese Politik herrschenden blinden Voreingenommenheit, bei der allgemein verbreiteten grassen Unkenntniß ihrer kommunalen Anfänge und ihrer sehr früh schon bemerkbaren imperialistischen Richtung, augenblicklich nutzlos. Es ist das Unglück dieses Mannes, daß seine besten, aus sicherem politischen Instinkt geborenen Absichten durch die Ohnmacht eines verrotteten Verwaltungsapparates zum Theil um Sinn und Wirkung gebracht wurden. Daß er in dieser überall, sogar im lieben Deutschland, arg verkrüppelten und mit den feilen Flittern moralischer Redensarten schlau maskirten Welt durch die Bedenkenlosigkeit seiner politischen Mittel die moralischen Gemüther gerade verletzen konnte, die hinter den Coulissen die öffentliche Meinung machen, ist ein Glaube, der mir absurd erscheint; zumal eben, wo kaum noch das unter dem Kopfschneiden aller gut Gesinnten von dem verantwortlichen Leiter der Reichspolitik ausgesprochene Bekenntniß verklungen ist: daß die auswärtigen Beziehungen der Mächte möglichst moralisfrei zu halten seien. Aber von Alledem jetzt zu reden, wäre kein Anlaß, wenn nicht die Chamberlain-Prozesse der Meute jener Skribenten, die „die schmutzigen Lappen ihrer Seele täglich um eine Cigarre und ein paar Glas Wein verkaufen“, zu unerhört lächerlichen Verdächtigungen des englischen Ministers die Zunge gelöst hätten. Es sind, nota bene, die selben Leute, die, als der „ehrlische“ John Morley Gladstones Gehilfe war, dessen antimacchiavellistischen Versuch, die Politik zu einer Provinz der Moral zu machen, mit den billigsten Sarkasmen bespöttelt haben; die, als Arthur James Balfour zum ersten Mal in verantwortlicher Stellung hohe Politik machen durfte, diesem seinen Geiß, in schadenfroher Antizipation seines Mißerfolges, das bekannte Mitleiden der leeren Köpfe gönnten, Roj-

berg aber, der seine Stellung im Grunde doch nur seinem Byronkopf, seinen schönen Augen, der untadeligen Eleganz seines Auftretens, seiner von billigen Effekten zehrenden Sprechkunst, endlich nicht zum geringsten den Erfolgen seines mit Rothschilds Geld unterhaltenen Rennstalls verdankt, noch unterthänigst umräucherten, nachdem er mit deutlichstem Mißerfolg seine Fähigkeiten erprobt hatte, Englands Geschicke zu lenken.

Nun erheben die Tugendbolde das Geschrei: die Prozesse, die Arthur Chamberlain, der Bruder, und Neville Chamberlain, der Sohn des Kolonialministers, gegen ihre angeblichen Verleumder geführt haben, hätten ergeben, daß die geheime Triebfeder seiner Politik einzig die gemeine Rücksicht auf seine an sich schon verdächtig gefüllte Tasche sei. Möglich, daß meine Behälter für Sittlichkeit im Laufe der Jahre ein Loch erhalten haben. Vielleicht als Folge längeren Aufenthaltes im britischen Nebel, vielleicht auch in Folge zu eifriger Lecture von Morallehren. . . Möglich, aber doch nicht ganz sicher. Ich habe nämlich die wortgetreuen Berichte über jene Prozesse in englischen Zeitungen gelesen, nicht nur in der anrühigen Times, der papiernen Blutsverwandten Chamberlains, sondern auch im radikalen, antijingoistischen, antimanchesterlichen, proburischen und philosemitischen Daily Chronicle, einem Blatte, das der Aufgabe lebt, die angefaulte Moral des regirenden Englands täglich zu entblößen. Und dieser Bericht läßt, wosfern man aus zufälligen verwandtschaftlichen Beziehungen und Berührungen keine unbeweisbaren Konklusionen ziehen will, nicht den Schatten eines Verdachtes gegen Chamberlain aufkommen. Sein Bruder ist Präsident einer Kreditgesellschaft, die von der Heeres- und Marine-Verwaltung seit Jahren Aufträge erhält. Sie ist, neben der Nobel-Gesellschaft, die einzig leistungsfähige; um ihre ausschließlichen Dienste für den Nothfall, der vor der Thür stand, zu sichern, erhielt sie Aufträge, die über den augenblicklichen Bedarf hinausgingen, und zu Preisen, die die Angebote geringerer Betriebe übertrafen. Die hohen Ministerialbeamten, die dieses Geschäft abschlossen, sind vom Kriegsminister damals gemahregelt worden. Mit diesen Herren, die seinem Verwaltungsbereich fern standen, hat der Kolonialminister nachweislich nichts zu schaffen gehabt; eben so wenig mit untergeordneten Agenten, die, scheint es, seinen Namen mißbraucht haben. Er hat auch Aktien eines Betriebes, der zufällig von den Regierungsbehörden einmal vorübergehend beschäftigt worden ist. Das ist Alles. Oder ist Das sehr viel? Soll ein Mann, der berufen wurde, die Interessen des gewaltigen Händlerstaates in kritischer Stunde zu schützen, darum anrühig sein, weil er in seiner vorpolitischen Zeit verstanden hat, ein beträchtliches Vermögen zu sammeln und es später zu erhalten? Weil er sich mehr noch als die regen Witzreber rührte und mit dem genialen Instinkt des geborenen Kaufmannes die günstigen Konjunkturen des Marktes zu nutzen verstand? Seit wann

ist Geschäftstüchtigkeit keine Tugend in einem Lande, dessen Wohl und Weh fast ausschließlich von der erfolgreichen Pflege seiner kommerziellen und industriellen Interessen abhängt? Daß Englands Entwicklung diese veräußerliche und materialisierende Richtung eingeschlagen hat, daß es einem großen Fabrikschornstein, einem ungeheuren Kontor gleicht, daß vierzig Millionen menschlicher Seelen im Netz eines unübersehbaren Laufverkehrs gefangen sind und nichts Anderes können, als bei Tag und Nacht ohne Rast noch Ruh Exportziffern und Bilanzen zu prüfen: Das ist ein in Lied und Wort von den hellsten Köpfen und tiefsten Gemüthern, von rationalistisch wie metaphysisch gestimmten Denkern oft beklagtes Faktum. Aber die Carlyle, Mill, Ruskin blieben in der Minderheit und die Masse überhörte sie. Deren Repräsentative Men sind die Chamberlains, die Männer, die den Imperialismus schlechthin, ohne ideologische Verbrämung, im Sinne eines geschlossenen Handelsstaates auffassen. Die normale Willensrichtung der Nation —: in Chamberlain ist sie verkörpert. Wir Größer-Deutsche, die wir eben daran sind, unseren Idealen orientalische Heimstätten zu errichten, die Geschäfte um Gottes willen zu betreiben, in unseren klassischen Dichtern und Philosophen unaufhörlich die Goldkörner echter, adelnder Weisheit auszugaben, das Räderwerk unserer inneren Verwaltung mit dem Del werktätiger Nächstenliebe zu schmiedigen und von unseren Regenten verlangen, sie sollen die Prinzipien ihrer Staatskunst dem Evangelium anpassen: wir verabscheuen ja bekanntlich solche Willensrichtung und brauchen die Chamberlains nicht. Schön. Man gönne diesem ideenlosen Ideal seinen Haß. Aber verdient ihn auch der Einzelne, verdient ihn vor Allen Chamberlain? Ist er, weil er in einer den Weissten seiner Landsleute wohlgefälligen Weise Realpolitik treibt, ein Dieb im Sinne des Strafgesetzbuchs?

Denn, wie gesagt, seine Verleumder sind jeden Beweis schuldig geblieben. Ihrer Behauptung fehlen alle psychologischen Voraussetzungen. Wäre Kapitalmehrung sein Ziel: wahrlich, Chamberlain hätte das untauglichste Mittel dazu gewählt, als er, kaum über Bierzig, sich mit Haut und Haaren, ja, mit seinem Vermögen der Politik verschrieb. Man kann sagen, daß sein kapitalistisches Privatinteresse dadurch zum Mindesten nicht gefördert wurde. Das ist einfach ein Faktum, Jedem bekannt, der die kostspieligen Gepflogenheiten des Politikmachens in England kennt. Und was würden die Leute, die die persönliche Lauterkeit Chamberlains anzuschwärzen suchen, sagen, wenn umgekehrt von jenseits des Kanals gegen unsere politischen Beamten der Vorwurf erhoben würde: sie lebten fast sämtlich von ihrem Gehalt, sie klebten an ihren Keutern mit der Verzweiflung Derer, die all ihre Würde, ihr Ansehen, ihre soziale Geltung von ihr bezögen; sie zitterten vor ihrem Verlust wie vor dem Bösesten, daß sie, ihre Familie, ihre Sippe, ihren

Anhang treffen könnte? Hier in Preußen, wo bis vor Kurzem das agrarische Interesse das angeblich wichtigste des Landes war, wurde jeder Minister ohne Art und Halm verdächtigt, jeder Staatsmann, der die Mittel des herrschenden Wirthschaftssystems ganz offen zur Wehrung seines Kapitals zu nutzen verstand, von den Täuberischen mit reinem Gewissen begeistert, jeder auf einen verantwortungsvollen Posten gestellte Politiker, der im Finanz- und Bankwesen seine Heimath hat, von dem Heer jener mittleren Beamtenköpfe für fragwürdig befunden, die ihre akademische Bildung mit Talent, ihre Pedanterie mit Charakter, ihre gute Gesinnung mit Patriotismus, ihren grünen Tisch mit der weiten Welt und ihre Brüderie mit Moral verwechseln. Sie mag man darum auch entschuldigen: ihre Ungerechtigkeit wurzelt in der Kurzsichtigkeit ihres Wesens. Aber was soll man zu Jenen sagen, [deren hohe Ahnen von Sphocles herab zu Bleichröder auf den Gefilden des Börsen- und Beuteltwens ihr Adelswappen erkämpft haben und die nun, angesichts der Chamberlain-Prozesse, in der ihnen zugänglichen Presse moralische Tobsuchtsanfälle simuliren? *Ceux qui s'attendent à des procédés honnêtes de la part de gens nés vicieux, de caractères vils et bas, sont-ils sages?* fragt der Neffe Rameaus. Und wir wollen doch weise sein.

Dr. Samuel Saenger.



Das Alter.

Wenn man mich fragt, was ich um jene Zeit (Winter 1858) getrieben habe, antworte ich ruhig und mit gutem Gewissen: „Ich schlief.“ Damals habe ich nichts Nennenswertheres gethan als geschlafen. Das ist schon sehr viel, denke ich. Welche thätigste Periode immer meines so wechselvollen, nun seinem Ende nahen Lebens gäbe ich gern hin im Tausch um jenen Winter! Glück ist: schlafen können; Lebensfreude: ausge schlafen haben. Und zu jener Zeit erschien alltäglich, allabendlich der Schlaf wie ein bewährter Freund bei mir, ließ sich lächelnd an meiner Seite nieder, hatte häufig die wunderbarsten Geschichten mitgebracht und blieb so mild und lange und ruhevoll, Stunden und Stunden lang, bei mir; und wenn er aufstand und Abschied nahm, meine Hand schüttelte und ging, wars mir stets, als käme ich jählings zu mir, — so lieb war mir seine Anwesenheit geworden. In jenem Winter des Glückes geschah es, daß ich eines Morgens — eines klaren, glashellen Wintermorgens — beim Erwachen einen Brief auf meinem Bette fand, dessen Umschlag eine wohlbekannte Handschrift trug, wohlbekannt, sage ich, denn ich wußte sofort, daß der Brief nur von meinem Freunde J. herrühren konnte, trotzdem ich diesen Freund seit den Knabenjahren aus den Augen verloren, seine Handschrift aber auf der Schulbank zum letzten Mal gesehen hatte.

Ich bewohnte ein Häuschen am Rande des Englischen Gartens. Das Leben

der Natur verrieth sich mir in dem süßen Zustand des Aufkommens lediglich durch ein zeitweilig leises Knippen eines Zweiges gegen meine Fensterscheiben oder ein sachtcs Herniederfallen von Schneestreifen von diesen selben Keften, die Scheibe entlang. Das gab die Rufl zum Inhalt des Briefes, den ich im Bette las und hier drucken lasse.

„Lieber Freund, Du wirst den Ort nie ausfindig machen, an dem ich lebe und von dem diese Zeilen an Dich gelangen. Noch wirst Du die Art und Weise erfahren, wie sie bis zu Dir gelangt sind. Lieber Freund, suche nicht; nachdenken ist besser als suchen. Ich will Dich auch gern im Unklaren darüber lassen, was ich getrieben, was für Stellungen ich in der Gesellschaft eingenommen, welche Beschäftigungen ich gehabt habe; denn Das ist es nicht, was meine Geschichte ausmacht. Auch habe ich früh genug erkannt, daß mein eigentlicher Beruf der eines Virtuosen sei auf einem Instrument, das hundert Jahre nach meinem Tod erfunden werden wird. Dies ist sozusagen die Geschichte meines äußeren Lebens; die meiner inneren Existenz ist auch gar rasch zu erzählen. Das soll chronologisch geschehen. Als wir uns trennten, war meine arme, unweise Seele verfolgt von der Furcht, lebendig begraben zu werden. Fünf Jahre später quälte ich mich mit dem schrecklichen Gedanken herum, daß, wenn ich zu Schiff etwa nach Ceylon, Sumatra oder den Nordilleren ginge, mir dort Menschen entgegenkämen, die mich sofort als Ihyrogleichen erkennen und schweigend an mir vorübergehen würden. Das dauerte eine Weile und ward schier unerträglich; glaube mir nur. Dann kamen die Erlebnisse. Auch die Liebe. Von der behielt ich nur: es sei ungerathet und eines gütigen Gottes höchst unwürdig, daß er den Menschen in einer Sekunde des Rausches, des Vergessens entstehen lasse und daß dieser Mensch Das mit einem langen, grausamen, durchsichtigen, mit einem Wort bewußten Leben büßen müsse. Daraus kannst Du ersehen, wie wenig ich vom Dichter in mir hatte. Dieses Bewußtsein erfüllte mich mit Trauer, denn als echter junger Mensch war ich gewillt, die beiden Begriffe Mensch und Dichter bei jeder Gelegenheit mit einander zu verwechseln. Von der Liebe also wandte ich mich ab und betrachtete es als ein großes Glück, keusch geblieben zu sein. Damals war mein Herz noch voll von Güte; doch das Leben half mir nicht, sie zu befreien, und so versank mein Schatz. Denn als ich mich dem Mitleid zugewandt hatte, sah ich bald ein, daß die Menschen seiner unwürdig seien. Dann fing ich an, meine Mitmenschen durch Schlaueit zu übervorthellen. Auch Das bereitete mir auf die Dauer keinen Spaß; wirklich nicht. Immerhin so und so viele Erlebnisse, Schicksalsfügungen, Zufälle und Anekdoten. So wurde ich dreißig Jahre alt. Da, an meinem Geburtstag, sagte ich den unwiderrücklichen Entschluß, meiner Sehnsucht fortan nicht mehr nachzugeben. Das kam ganz einfach so: es war still, ich saß in meinem Zimmer und hatte mich eben (zum letzten Mal) geseht. Da sprang ich plötzlich auf, ging mit langen Schritten zum Ofen, zum Fenster, zur Thür, zum Bäkerschrank, setzte mich dann nach diesem Kreislauf wieder an meinen Tisch und zwang mich zu Erinnerungen. Gar bald wurde mir klar dabei, daß die Ereignisse, die den Lauf meines Lebens bestimmt hatten, mit mathematischer Genauigkeit stets vollkommen unabhängig von meinen Hoffnungen und Befürchtungen eingetreten waren. Daraus — so dachte ich — ließe sich ja ganz gut so Etwas wie Kunst schaffen; der Bestimm-

mus als Kunstwerk, mehr als Kunstwerk denn als Lebensanschauung. Und ich machte mich an die Arbeit. Ich nahm die Situationen meines Lebens her, einzeln, der Reihe nach, wie sie eingetreten waren, stellte mir recht inbrünstig vor, wie es mir angenehm gewesen wäre, daß sie sich abgespielt hätten, — und stellte sie dann einfach auf den Kopf. Ich schrieb viele Bogen voll. Als ihrer genug waren, merkte ich, daß die tiefsten, am Feinsten empfundenen Wahrheiten ihre Tiefe einbüßen und zur Lüge herabsinken, sobald sie in Worte geprägt als Sentenzen auf dem Papier stehen. Nein, nein: ich war nun einmal kein Dichter und damit basta. Auch fehlte mir das Siegel der Gottheit, so man Stil nennt. Zum ersten Mal fragte ich mich ganz ernsthaft, was in aller Welt ich denn unter den Menschen suche, wozu ich mich denn mit den von ihnen funktionierten Lebensbethätigungen abgäbe? Auch sagte ich mir, während ich nach einander meine Mitmenschen und dann mich selbst betrachtete: Ich bin für eine bestimmte Zeit hierher in die Welt gesetzt worden; setze ich fort von mir und in die Menge, so erscheint mir diese Spanne zu lang bemessen, setze ich mich dagegen selbst an, so scheint sie mir zu kurz. Gewiß habe ich mit ihnen gemeinsame Interessen: die Erdrinde erkaltet allmählich und Aehnliches. Doch ist es das Beste, ich beschäftige mich von nun an ausschließlich mit mir selbst, damit ich Zeit meines Lebens mit diesem Thema noch ins Reine und zu Ende komme. So beschloß ich, in die Einsamkeit zu gehen. Das that ich. Seit sieben Jahren lebe ich in einem Schloß, allein. Das Schloß liegt in einem Wald. Der Wald bedeckt völlig eine Insel. Die Insel liegt in der unerforschten Mitte des Stillen Ozeans. Du siehst also, lieber Freund, ich bin noch auf der Welt, auf diesem Globus sogar, der sich dreht.

Das Alles erklärt Dir aber noch nicht die Thatsache, daß Du diesen Brief empfängst. Die Nothwendigkeit, die mich bestimmt, ihn abzufassen, abzusenden, durch ihn den Kontakt zwischen mir und den Menschen wieder herzustellen. Ich will Dir erklären, wie Das gekommen ist. Nicht immer ist es möglich, die Einsamkeit in dieser Art, wie ich sie pflege, die Selbstschau, die ich mir auserwählt habe, zu ertragen. Oft kommt es wie ein Geheul über das Herz des Einsamen, und schafft er nicht Abhilfe, so zerreißt es ihn. Für diesen Fall hatte ich vorgesorgt. In meinem Schloß habe ich ein großes, siebeneckiges, fensterloses Gemach mit Spiegeln ausgelegt. Von Brusthöhe bedecken sie die Wände bis an die Decke und sind aus lauterstem Kristall, ohne Fehler. In der Mitte des Raumes habe ich eine Säule aus schwarzem Onyx errichtet; sie gleicht einem glatt abgedrochenen korinthischen Säulenknauf, wenn ihre Form auch etwas von diesem Muster abweicht. Vom Boden erhebt sie sich knapp bis zur Brusthöhe, spiegelt sich also nicht in den Wänden. So oft ich nun das Bedürfnis verspürte, meine Einsamkeit von mir zu werfen, kam ich aus meinen Wohnräumen mit einem siebenarmigen Eisenleuchter, in dem Kerzen brannten, in das Gemach, stellte den Leuchter auf die Säule und sah mich im Nu von einer ungeheuren Anzahl von Menschen und Flammen umgeben. In dem Spiegelgemach verweilte ich, bis das Gefühl der Einsamkeit von mir gewichen war. Dann nahm ich beruhigt den Leuchter und ging, zog die Thür hinter mir zu und suchte das Zimmer so lange nicht auf, ja, dachte so lange nicht daran, bis ich es wieder nötig hatte. Aber nun höre, was mir geschah.

Western war ich seit Wochen wieder zum ersten Mal sehr geplagt von dem Gefühl der Einsamkeit. Es war Abend geworden, was ich aber nur an gewissen Funktionen meines Körpers errieth, denn in meinem Schloß und in dem Walde, der es umfängt, herrscht ewige Finsterniß und der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten gleitet nur in weiter Ferne, draußen, irgendwo über die große Spule ab; es war Abend geworden und ich beschloß, mich des sehr peinigenden Gefühles auf die bewährte Weise zu entledigen. Ich fühlte dieses Gefühl diesmal sogar heftiger in mir als sonst und empfand eine starke Sehnsucht nach dem Spiegelgemach; vielmehr eine Unruhe, die sich mit jedem Schritt verstärkte, Schmerz und Unruhe und Sehnsucht nach Vinderung, die sich verdoppelten, vervielfältigten bis zur Unerträglichkeit. Endlich stand der Leuchter auf der Säule. Ich blickte in die Spiegel. Und da sah ich das Flammenmeer in den tiefen Wänden widergespiegelt in der gewohnten, unermehlichen Fülle. Aber die Menschen, die der Spiegel mir gezeigt, waren diesmal nicht zu sehen. Keiner; der Spiegel warf mein Bild nicht mehr zurück, ich fühlte, wie die Einsamkeit mich eisig umfing. Von wahn sinniger Angst gepackt, schrie ich auf; mein Schrei klang mir dünn und körperlos. Ich stürzte aus dem Zimmer, schlug die Thür zu, stand draußen einen Augenblick lang athemlos, riß dann die Thür wieder auf und sprang mit einem Satz in die Mitte des Raumes. Die Herzen flackerten auf, die Millionen Flämmchen bewegten sich in den Spiegeln, mein Bild war nicht zu sehen. Da packte mich das Entsetzen. Ich begann, zu gestikuliren, zu hüpfen, zu springen, legte mich platt nieder und schnellte mit schmerzenden Muskeln in die Höhe, machte die wildesten Bewegungen, mit dem Oberkörper, Kopf, Armen und Knien, um die verborgenen Gestalten zu reizen . . . Doch sie zeigten sich nicht. Bei einer allzu heftigen Weiberde riß ich den Leuchter von der Säule . . . Und alle sieben und alle Millionen Herzenflammen sind erloschen . . .“

Hier brach der Brief ab. Ich faltete ihn zusammen und schob ihn unter das Nachthemd auf meine nackte Brust, auf die Stelle des Herzens, dann legte ich mich tiefer in die Kissen hinein, zog die Decke bis ans Kinn und hörte dem Winterwind zu, der über den Englischen Garten hinwegbrauste.

Am jenem Morgen stand ich spät auf. Die schlaftrunkenen Glieder machten mir das Aufstehen sauer und wollten nicht pariren. Als ich vor dem Spiegel saß und mich rasirte, bemerkte ich, daß mein Haar an den Schläfen grau geworden war. Den Brief habe ich in einem geheimen Fach meines Schreibtisches aufbewahrt. Er trug keinen Poststempel; die Wago wußte nichts von ihm, er war weder mit der Post angekommen noch auf andere Weise abgegeben worden. Ich schlafe stets bei sorgsam verriegelter Thür und geschlossenem Fenster. Auf dem Fußboden waren keine Schneespuren zu entdecken, obwohl es die ganze Nacht geschneit hatte; ein menschliches Wesen konnte den Brief also nicht herein gebracht haben. Trotzdem muß ich bemerken, daß meine Bettdecke, die mit den zartesten Eiderdaunen gefüllt ist, an der Stelle, wo der Brief lag, ein Wenig niedergedrückt schien, ja, den Abdruck von feinen Fingerspuren zeigte, als hätte sich eine Hand, nachdem sie den Brief hingelegt, noch einen Augenblick darauf niedergelassen, ihn niedergedrückt, damit er nicht von dem Bett gleite. Wie mochte der Brief nur auf mein Bett gekommen sein, in jener Winternacht vor Jahren?

Selbstanzeigen.

Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Mit einem Vor-, Mittel- und Nachwort. Leipzig, E. F. Tiefenbach, 1901.

Ich halte es für nicht unangezeigt, diesem in mehr als einer Hinsicht eigentümlichen Buche einen kleinen Beleitbrief in die größere Öffentlichkeit mitzugeben. Wie meine Vorrede ausführlich schildert, litt das Werk, eine Aneinanderreihung zeitlich oft ziemlich auseinander liegender Skizzen, meist aus früherer Jünglingszeit, ein unseliges Schicksal, da es nunmehr über drei Jahre sich im Druck zu verjähern das Malheur hatte. Widrige Winde hielten es im Hafen. Ob es besser gar nicht ausgelaufen wäre, meinem durch eine mühsame, jeder Clique und Gönnerschaft fernab langsam aufwärts schreitende Lyrik solid gegründeten Dichternamen etwa Eintrag zu thun? Ich liebe dieses Dokument, diese zehnmal überarbeitete und zwanzigmal drakonisch geschnittene Konfession nicht allzu schöpferisch-innig. Aber als eine „Befreiung“ im goethischen Sinn — sit venia! — möchte ich es nicht in meiner Entwicklung missen. Und da man als Autor — und als freiester, alleinstehender — Prostitution mit heimlichsten Heimlichkeiten zu treiben wohl oder übel bemüht erscheint, gehört das Buch, meiner Ansicht nach, auch in die Literatur dieser Tage.

Ich habe manchen eingeschworenen Gegner. Man thut mir im engeren Vaterlande die Ehre an, mich beharrlich totzuschweigen. Ich habe wohl meine kleine Gemeinde, der ich — beiseiden stolz sei es gesagt — Etwas bedeuten darf. Mit dem „Publikum“ rechnet wohl der verständige Lyriker von heute nicht, falls er nicht an betriebsamem Größenwahn leidet oder sich in der Art Anna Nitters auszuleiern Beruf und Neigung fäh't. Die „Intérieurs“ aber dürften — nehme ich an und bin nicht eingeschüchert, sollte ich mich täuschen — „Publikum“ finden. Leider rechne ich aber auf wenig Parterte in meinem Sinne. Das Buch giebt sich nicht Jedem. Es will erlebt sein, innerlichst nach, miterlebt. Ich schmeichle mir, auch in feinere Hände zu gelangen. Und an diese Adresse geht mein Ausrufungszeichen. Man table mich nicht einer Periode wegen, die ich hinter mich gebracht habe. Man genieße — und ich bin mir wohl bewußt, daß ich „genieße“ — schreibe — den Band gewissermaßen historisch. Wer mich nicht kennt, Der nehme etwa meine „Verse“, meine „Gärten“, meine „Sehnsucht“ vor und bemühe sich ein wenig, mir nah zu gelangen. Dann dürften auch die „Intérieurs“ gehest werden wie ein Portrait eines nicht gleichgiltigen Freundes. Man erwäge Jugend und abermals Jugend. Dabei mag der Erfahrene getrost zusehen und prüfend, kritisch sondiren. Ich bin mir keiner verwischenden Retouche, keiner falschen Töne bewußt. Einflüsse gehen mit. Das ist nicht unerfindlich. Mit zwanzig Jahren ist man kein Eigener. Man wird D'Annunzio, Altenberg und manche Anderen spüren. Aber es ringt Eigenart sich durch die Bande zur Gestalt auf. Die „Stille“ stürzen durcheinander. Doch ein Zug, ein fester Strich ist nicht schwer zu markiren. Man nehme zum Troste die Mittheilung entgegen, daß ich heute nur wenige Prosaisker kenne, an denen ich mich emsig (und in ganz anderer Richtung) bilde: Kleist und dreimal Kleist, Goethe, Stifter, Grimm, E. F. Meyer, Fontane, G. T. A. Hoffmann. Damals war ich etwas zu jugendlich „modern“

bestrebt. Diese Schnabelschuhe habe ich bis auf die Sohlen durch- und ausge-
treten. Ich lebe geistig in zu erlesener Gesellschaft, als daß ich derartige „Be-
scheidenheiten“ nicht hätte abthun müssen, besäumt, daß ich sie jemals näherte.
Wenn man nach ein paar Seiten „Renate Fuchs“ zu Chamisso oder Cervantes,
zu Kleist oder Veyle gehe, begreift man nicht, daß man auch nur drei Zeilen
anzunehmen im Stande war. Die Einsichtigen, an die ich mich wende, sind mir
nun willig geneigt. Sie müßen nur fragen, warum ich, also geläutert, über-
haupt die „Intérieurs“ herausgegeben habe. Einfach: ich wollte sie vor mich
hin, von mir wegstellen.

Man — nicht die Menge meine ich — wird mich nicht verkennen.

Ich sage: Nehmt dem Büchlein nichts übel. Es ist so ehrlich jung und
rühret von Einem, der, Gott sei Dank, nur hier und da „Literat“ war.

Dr. Richard Schaukal.



Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte. Verlag von Georg Reimer, Berlin, 1901.

Der Dichter Heinrich Heine hat seine eigene Krankheitsgeschichte geschrieben
in einer kleinen, häufig ergreifend schönen und plastischen Schilderung, wie sie
zum zweiten Male wohl kaum die Literatur bietet. Freilich handelt es sich nicht
um einen zusammenhängenden Krankheitsbericht, sondern um gelegentliche kurze
Notizen oder auch längere Herzensergüsse und Stimmungsbilder, die uns mit
seiner reichen Korrespondenz überliefert sind. Mit Hilfe dieses Materials habe
ich versucht, die Epikrise des Krankheitsfalles Heine zu schreiben, die Entstehung,
Entwicklung und die Ursachen des Leidens, dem die Ärzte zur Zeit ratlos
gegenüberstanden, auf Grund moderner neuropathologischer Kenntnisse zu ergründen.

Dr. S. Rahmer.



Silberne Saiten. Gedichte. Schuster & Köfler. Berlin 1901.

Ein Vorfrühlingsbuch möchte ich meinen Erstling nennen, ein Prälimbium
und ein sehnüchziges Suchen nach einer eigenen Harmonie. Denn die Jugend,
die hier spricht, wird noch nicht von wilden Leidenschaften durchwühlt, sondern
zittert erst in ihren dämmereschwülen hangen Ahnungen und Träumen. Ein
paar Verszeilen habe ich meinem Buch zum Beileit mitgegeben; ich möchte sie
auch hierher setzen:

Was ins Weite einst geflogen,
Einzeln, ein verlornen Klang,
Ruht hier, Blatt an Blatt gebogen,
Träumerstunden stiller Sang.
Nun geht's weithin auf die Reise.
Allen giebt es wohl nicht viel,
Aber mir erklingt drauß leise
Meiner Jugend Sehnsuchtweise
Und mein innres Klöckenspiel . . .



Laboratorien.*)

Die Unterrichtslaboratorien sind Schöpfungen des neunzehnten Jahrhunderts; aber in dessen ersten Jahrzehnten waren Anstalten, wie wir heute sie kennen, noch unbekannt. Die Chemie galt eben noch als Nebenweig anderer Wissenschaften, wie Physik, Mineralogie, Anatomie, und mußte in Folge Dessen sich begnügen, neben ihnen ein kümmerliches Dasein zu fristen. In Frankreich, wo sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zuerst die wissenschaftliche Erkenntniß Bahn gebrochen hatte, empfand man den Mangel an geeigneten Lehrmitteln und suchte ihm abzuhelfen. Vanquelin hatte dort in einem allerdings sehr kleinen Laboratorium einen Unterrichtskursus für junge, strebsame Leute eingerichtet und Guy-Lussac und Thervard wirkten, wenn auch in ganz kleinem Kreise, seit Ende des ersten Jahrzehnts als Lehrer. Die Gründung des eigentlichen Unterrichtslaboratoriums haben wir einem Deutschen, unserem großen Liebig, zu verdanken. Schon vor seinem Auftreten hatte man, speziell in Frankreich, die Wichtigkeit von Experimentalvorträgen erkannt. Hier war es Ronelle (1708 bis 1770), der sehr Tüchtiges leistete. Wie Hoefer in seiner „*Histoire de la chimie*“ schreibt, wirkten damals zwei Professoren der Chemie zur selben Zeit, von denen Einer die Theorie chemischer Prozesse vortrug, während der Andere deren praktische Ausführung zeigte. Der Erste ermüdete naturgemäß durch den trockenen Vortrag seiner Lehren die Zuhörer, während Ronelle das Auditorium begeisterte. Es kam, wie Hoefer schreibt, durchaus nicht selten vor, daß Ronelle sich bei seinem Vortrage seiner Perrücke und einzelner Kleidungsstücke entledigte, wenn er ins Feuer gerieth. Da in Deutschland Pflanzstätten für den chemischen Unterricht nicht existirten, gingen zu Anfang des Jahrhunderts und auch noch später strebsame junge Leute nach Paris, um dort die großen Meister zu hören. In der Heimath hatte man ja bezumal durchaus keinen Begriff davon, daß die Chemie eine Wissenschaft sei; mit Vorurtheilen verfolgte man sie und suchte der jungen, sich kühn eindringenden Disziplin mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Aber die Dünkel- und Dunkelmänner, die hier einen Strom von Geist und Energie hemmen wollten, unterlagen; sie wurden von Liebig's Genie zu Falle gebracht.

Wenn man das Leben dieses in seiner Art einzigen Mannes verfolgt, kann man sehen, welche Entwicklung die Chemie in Deutschland genommen hat, aber auch, welche harten Kämpfe dieser Meister gegen Eidswilligkeit und Bornirtheit zu bestehen hatte. Liebig hatte zuerst erkannt, daß chemischer Unterricht nur dann Erfolg habe, wenn er von ausgiebigen praktischen Arbeiten begleitet ist. In diesem Sinn und in der Absicht, seine Ideen auszuführen, koste es, was es wolle, trat er 1824 seine giebener Professur an. Einundzwanzig Jahre alt, ohne daß er in Gießen studirt oder promovirt hätte, wurde er auf Empfehlung Humboldt's dorthin auf den Lehrstuhl für Chemie berufen, der überhaupt

*) Dieser Aufsatz wird in einigen Wochen als ein Theil des Sammelwerkes „Das deutsche Jahrhundert“ im Verlag von F. Schneider & Co. in Berlin (Band 9: Geschichte der Chemie vom Dr. A. Wilhelmj) erscheinen.

erst für ihn geschaffen wurde. Das war in der Geschichte der Universität noch nicht dagewesen. Viebig galt daher als Eindringling und wurde von den anderen Professoren als nicht ebenbürtig behandelt. Die Regierung kam ihm auch nicht entgegen; sie hatte dem jungen Professor statt eines Laboratoriums vier leere Wände gegeben; alles Andere mußte er sich selbst anschaffen, — bei einem Jahresgehalt von 800 Gulden!

Als er der Universität Gießen durch seine Wirksamkeit in zehn Jahren europäischen Weltruf verschafft hatte, verlangte er Aufbesserung seines Gehaltes und Vergrößerung des Unterrichtslaboratoriums: Beides wurde abgelehnt. Da übermannte ihn die Wuth und er schrieb von Baden-Baden aus, wohin er sich zur Stärkung seiner zerrütteten Gesundheit begeben hatte, an den Kanzler Kisten einen Brief, der für die Entwicklung der Geschichte der Chemie so denkwürdig ist, daß einige Stellen daraus mitgetheilt werden mögen:

„ . . . Mir ist Gewißheit nöthig, was ich in Gießen zu erwarten habe. Auf das Außerste getrieben, werde ich diesen Winter nicht mehr dahin gehen, gleichviel, ob ich Urlaub erhalte oder nicht. Ich werde diesen Schritt zu rechtfertigen wissen, denn es ist wohl Niemand an der Universität in auffallenderer Weise als ich mißhandelt worden. Mit 800 Gulden Besoldung kann man in Gießen nicht leben. Gemeinschaftlich mit einigen anderen Kollegen bin ich vor vier Jahren um eine Beforderungshöhung eingekommen; sie ist uns abgelehnt worden. Sie haben mich mit Lächeln versichert, daß die Staatskasse keine Fonds besitze; ich habe daraus gesehen, daß Sie Kummer und quälende Nothzorgern nie gekannt haben. Von diesem Augenblick an habe ich durch unablässiges Arbeiten mir eine unabhängige Stellung zu erwerben gesucht; meine Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, aber sie sind über meine Kräfte gegangen: ich bin dabei invalide geworden; und wenn ich jetzt, wo ich den Staat nicht mehr brauche, erwäge, daß mit einigen elenden hundert Gulden meine Gesundheit in früheren Jahren nicht gelitten hätte, indem mein Leben sorgenfreier gewesen wäre, so ist für mich der härteste Gedanke, daß meine Lage Ihnen bekannt war. Die Mittel, die das Laboratorium besitz, sind von Anfang an zu gering gewesen. Man gab mir vier leere Wände statt eines Laboratoriums; an eine bestimmte Summe zu dessen Ausstattung, zur Anschaffung eines Inventariums ist trotz meinen Gesuchen nicht gedacht worden. Ich habe Instrumente und Präparate nöthig gehabt und bin gezwungen gewesen, jährlich drei- bis vierhundert Gulden aus eigenen Mitteln dazu zu verwenden; ich habe neben dem Famulus, den der Staat bezahlt, einen Assistenten nöthig, der mich selbst über dreihundert Gulden kostet; ziehen Sie beide Ausgaben von meiner Besoldung ab, so bleibt davon nicht so viel übrig, um meine Kinder zu kleiden. . . . Ich will nicht mehr von mir sprechen: meine Rechnung mit Gießen ist abgeschlossen; mein Weg ist nicht der Weg der Reptilien, ob dieser auch der leichteste, wenn auch schmerzhafteste ist. Das Gesagte wird hinreichen, um meinen Entschluß bei dem Ministerium und bei dem Fürsten zu rechtfertigen, daß ich diesen Winter in Gießen nicht sein kann. . . . Wenn ich gesund bin, wird es mir an Kraft nicht fehlen, eine Art Universität für meine Lehrzweige auf eigene Hand zu errichten. Wird es mir nicht erlaubt und erhalte ich meinen Abschied, so befreit mich dieser Schritt von dem Vorwurf der Unbankbarkeit gegen das Land, aus dessen Mitteln meine

Ausbildung möglich war. Ich habe manches Unrecht, manches falsche Urtheil tragen gelernt, aber dieser Vorwurf wäre für meine Schultern zu schwer."

Der Brief wirkte: alle Wünsche Liebig's wurden erfüllt. Man muß aber nicht meinen, daß deshalb für Liebig die Wege vollkommen geebnet gewesen oder daß sonstwo andere Laboratorien nun aus der Erde emporgeschossen seien, als das Weidehen des giesener Institutes bekannt wurde. Dazu waren noch größere Kämpfe Liebig's nöthig, der mit der Feder und der Wucht vernichtender Kritik noch gegen den Dünkel der Schulmeister und die Blasfheit der Staatsmänner zu Felde ziehen mußte. Zu großer Berühmtheit gelangte seine Schrift: „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen". Er geißelt da in scharfer Sprache das damalige Preußen, „das sich so gern den Staat der Intelligenz nennen höre, das aber nicht einmal so viel Intelligenz besitze, um die Bedeutung der Chemie zu begreifen". Wie Recht er hatte, ergibt sich schon daraus, daß keine der drei großen Autoritäten dieser Zeit, Liebig, Wöhler und Bunsen, in Preußen einen Lehrstuhl erhielt. Man hätte ihnen Das auch gar nicht zumuthen können, denn die Verhältnisse waren jämmerlich. Preußen hat nicht umsonst lange unter den Folgen der Einseitigkeit und Beschränktheit seiner Kultusminister zu leiden gehabt. Außerpreussische Hochschulen erwiesen sich verständnißvoller. In den dreißiger Jahren wurde in Göttingen für Wöhler ein Unterrichtslaboratorium gebaut, für Bunsen eins in Marburg 1840; Leipzig folgte 1843. Und während in den fünfziger Jahren auf fast allen anderen deutschen Universtitäten entsprechende Institute ins Leben gerufen wurden, wurden Berlin und Bonn erst in den sechziger Jahren mit einem eigentlichen Laboratorium bedacht.

Die Laboratorien sind im Lauf der Zeit immer wieder verbessert worden, und seit die Chemie sich zu ihrer jetzigen Bedeutung emporgeschwungen hat, entstanden auch Institute, die spezialisirten Gebieten dienen. Wir haben jetzt Laboratorien, auf denen chemisch-physikalische, agrilkulturchemische, technologische, physiologisch-chemische, pharmazeutische und hygienische Untersuchungen ausgeführt werden. Und wie haben sich erst die Einrichtungen dieser Laboratorien verändert! Welche Unmenge von Apparaten, reinen Reagentien stehen im Vergleich zu früher zu Gebote! Welch einen Fortschritt bedeutet allein der Uebergang vom alten Kohlenfeuer zum Gas! Es berührt ganz eigenartig, wenn wir die Schilderung Wöhlers über das Laboratorium Berzelius' lesen: „Als er mich in sein Laboratorium führte, war ich wie im Traum, wie zweifelnd, ob es Wirklichkeit sei, daß ich mich in diesen klassischen Räumen befinde. Neben dem Wohnzimmer gelegen, bestand es aus zwei gewöhnlichen Stuben mit der einfachsten Einrichtung; man sah darin weder Oefen noch Dampfzüge, weder Wasser- noch Gasleitung. In der einen Stube standen zwei gewöhnliche Arbeitstische von Tannenholz; an dem einen hatte Berzelius seinen Arbeitsplatz, an dem anderen ich den meinen. An den Wänden waren einige Schränke mit den Reagentien aufgestellt, die nicht in allzu reicher Auswahl vorhanden waren, denn als ich zu meinen Versuchen Blutlaugensalz brauchte, mußte ich es mir von Lübeck erst kommen lassen. In der Mitte der Stube standen die Quecksilberwanne und der Glasblasetiisch, dieser unter einem in den Stubenofenschornstein mündenden Rauchfang von Wachsstaffet. Die Spülanstalt bestand aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunter stehenden Topfe. In dem anderen Zimmer befanden sich die

Wagen und andere Instrumente, nebenan war noch eine kleine Werkstatt mit Drehbank. In der Küche, in der die alte gestrenge Anna, Köchin und Faktotum des nordischen Meisters, der damals noch Junggefelle war, das Essen bereitete, standen ein kleiner Blüpfen und das fortwährend geheizte Sandbad.“ So sah damals ein Laboratorium aus. Man kann die Leistungen der alten Meister erst schätzen lernen, wenn man sie in ihren Werkstätten aufsucht.

Weissenheim.

Dr. Arthur Wilhelmj.



Tiez.

Ein Fachblatt der Konfektionbranche tritt in einer längeren Notiz Gerüchten entgegen, die über das Waarenhaus Hermann Tiez in Berlin seit längerer Zeit im Umlauf sind. Welcher Art diese Gerüchte sind, erfährt man aus jenen Zeilen nicht, aber man kann es ahnen. Jedenfalls ist die Thatsache an sich richtig, daß man in der Geschäftswelt bereits seit Monaten sich alles Mögliche über jenes Waarenhaus erzählt und an der Börse ganz bestimmte Angaben über Zahlungsschwierigkeiten der Firma Tiez gemacht worden sind. Tiez sollte, so wurde erzählt, bei der Deutschen Bank um eine Btheiligung in Höhe von 3 Millionen Mark eingekommen sein. Nach mehrmaligen Konferenzen habe die Bank den Antrag jedoch abgelehnt. Später wurde dieses Gerücht dahin abgeändert, daß eine hiesige Bankfirma unter Garantie von Leonhard Tiez in Köln 1½ Millionen hergegeben habe und daß jetzt die Familie Tiez über das Geschäft von Hermann Tiez insofern eine Kontrolle übe, als seine täglichen Lösungen an jenes Bankhaus abgeliefert werden müßten. Wie ich von Eingeweihten höre, entsprach dieses Gerücht der Wirklichkeit. Die Firma Hardy & Co. im Verein mit der Bayerischen Bank und der Württembergischen Landesbank haben das Geld geliehen. Durch das Dementi des Konfektionblattes wird denn auch die Richtigkeit dieser Gerüchte keineswegs widerlegt. Da heißt es: „Wer fällige Ansprüche an das Waarenhaus Hermann Tiez in Berlin hat, soll sie einreichen. Sie werden nach Prüfung sofort durch Checks regulirt werden“. Diese Wortfassung ist doch ziemlich auffällig. Daß man bei dieser Aufforderung an die Gläubiger ausdrücklich betont, es werde durch Checks regulirt werden, kann die Abhängigkeit von einem Bankhaus nur bestätigen. Jedenfalls ist es stadtbekannt, daß in der letzten Zeit die tiezische Zahlweise eine langsamere gewesen ist, und aus dieser Thatsache ist wohl auch zu erklären, daß es in Berlin schließlich zum öffentlichen Geheimniß geworden ist, daß man einander unter dem üblichen Siegel der Verschwiegenheit zuraunt: „Tiez steckt in Zahlungsschwierigkeiten.“

Doch Das gehört bereits der Geschichte an. Diese Gerüchte sind jedenfalls für den Augenblick ohne Belang. Denn Tiez zahlt wieder. Damit wäre die Angelegenheit an sich erledigt. Aber die selbe Nummer des erwähnten Konfektionblattes, in der die Gerüchte über Tiez abgeleugnet werden, enthält auch eine

Mittheilung, wonach fast alle größeren Einkäufer entlassen sind. Das läßt doch darauf schließen, daß die Verhältnisse in jenem Hause so ganz klar wohl nicht gewesen sein können; nur Gründe besonderer Art machen die Entlassung gerade der leitenden Persönlichkeiten aus ihren Stellungen begreiflich. Es erscheint daher von großem allgemeinem Interesse, einmal zu untersuchen, weshalb das tiegische Unternehmen sich auf eine den Erwartungen seiner Gründer nicht entsprechende Weise entwickelt hat. Eine solche Untersuchung ist schon deshalb lehrreich, weil sich aus ihr wichtige Gesetze für die allgemeine Waarenhauspraxis ergeben werden.

Ich will hier nicht näher erörtern, daß Tieg viel zu theuer gebaut hat, auch nicht, ob er am Ende durch hohe Hypothekenprovisionen und Verluste an übernommenen Grundstücken sein Kapital zu früh aufzehrte. Viel wichtiger — eigentlich allein wichtig — ist die Frage: mit welchen Mitteln hat Tieg versucht, sich beim Publikum einzuführen, und wie hat das berliner Publikum darauf reagirt? Man sollte meinen, daß einer der Gebrüder Tieg, die mit vielem Erfolge ein wahres Netz von Waarenhäusern über ganz Deutschland und sogar auch über einen Theil der benachbarten Staaten ausgespannt haben, die berufensten Leiter eines großen Waarenhausunternehmens in Berlin hätten sein müssen. Hermann Tieg schien anfangs auch einen klaren Blick dafür zu haben, daß die Existenzbedingungen für ein Waarenhaus in Berlin von denen eines Provinzhauses sehr verschieden seien; man war entschlossen, von den Krämergewohnheiten, die nun einmal dem Provinzkaufmann häufig anhaften, sich zu befreien. Der berliner Bevölkerung sollte etwas ganz Neues, nie Dagewesenes geboten werden. Man verschrieb sich deshalb einen Organisator aus Amerika, — und legte allein schon damit den Grundstein zum Misserfolg. Lassen sich amerikanische Geschäftsgewohnheiten überhaupt nur schwer nach Europa verpflanzen, so ist gerade Berlin ein besonders undankbarer Ort dafür. Der Berliner ist nicht etwa zu konservativ dazu. Im Gegentheil. Er nimmt das Fremde gern, wenn es ihm gefällt. Aber Dinge wie die amerikanische Kellame sind ihm von vorn herein unsympathisch. Sofort nach der Einweihung des tiegischen Waarenhauses schüttelte man allgemein den Kopf. Herr Tieg hielt vor einer großen geladenen Gesellschaft eine Eröffnungsrede, die nach Form und Inhalt das Lächerlichste war, was ein Geschäftsmann in Berlin je verübt hat. Daß er die deutsche Sprache nicht völlig beherrschte, daß die Sprachfehler im Schwulst seiner Rede sich noch lächerlicher ausnahmen, wurde ihm schließlich am Wenigsten verdacht. Aber was Alles glaubte er uns doch erzählen zu müssen! Er über sah vollkommen, daß er, wie man zu sagen pflegt, in ein gemachtes Bett stieg, daß Andere vor ihm einen heißen Kampf um die Anerkennung der Waarenhäuser beim Publikum durchgefochten hatten. Er that, als ob er berufen sei, den Berlinern als der Erste einmal zu sagen, was ein Waarenhaus eigentlich sei und bedeute. Er sprach von seinem vortrefflichen Kassenwesen, das er schließlich schleunigst wieder abschaffte. Vor Allem aber besaß er die unglaubliche Annahme, sich als den Helfer der Landwirthschaft aufzuspielen. Und was war sein Heilmittel? Der Konservendeverkauf. Zugegeben, daß der durch die Waarenhäuser in großem Umfang angebahnte Konservendekonsum der Landwirthschaft einen wesentlichen Dienst leistet, so war doch auch hier Herr Tieg keineswegs der Bahnbrecher. Auch hier hatten die anderen Waarenhäuser ihm schon lange und mühsällig vorgearbeitet.

Was jedoch an dieser Rede besonders abstieß, war die unangenehme Art, wie Tiez in einer Zeit, wo die Waarenhäuser von allen Seiten geschmäht und angefeindet wurden, von seinen natürlichen Kampfesgenossen sich losjagte und seinen Konkurrenten sich geradezu feindlich gegenüberstellte. Diese Selbstüberhebung zog sich wie ein rother Faden durch alle seine Worte. In seinen Zeitungskampfen ging er den selben Weg. Ein Inserat, das mit den deutlich gegen die Konkurrenz gerichteten Worten: „Sie tanzen uns nach“ anhub, war bisher in Berlin noch nicht dagewesen. Man ist an der Spree gewiß einen scharfen Konkurrenzkampf gewöhnt; ein so unangenehm persönliches Hervordrängen aber fiel doch auf und stieß sofort allgemein ab. Schließlich kam jenes unglaublich lächerliche Inserat, in dem Herr Tiez ankündigte, daß er „der Mehrheit seines Personals wegen“ sein Geschäft an den jüdischen Festtagen geschlossen halte. Das stieß Juden wie Christen in gleicher Weise vor den Kopf. Diese groben Ausschreitungen der tiezischen Marktschreierei machten überall den übelsten Eindruck. Man konnte keinen Schritt mehr gehen, ohne auf das widerliche: „Wir treffen uns an der Sodafontaine“ zu stoßen. Es fehlte der tiezischen Reklame vollkommen an jener diskreten Feinsichtigkeit, die genau die Grenzen kennt, innerhalb derer sie wirksam ist, ohne Anstoß zu erregen. Es übersättigte das Publikum, an jeder Wand, in jedem Stadtbahn-Coups den Namen Tiez zu lesen und in allen Stadttheilen den tiezischen Automobilwagen zu begegnen, die zu Reklamefahrten ausgeschildert wurden. Bis in die unwesentlichsten Kleinigkeiten hinab zeigte sich dieses unseine Reklamewesen. Während die alteingeführten Waarenhäuser mit vornehmster Kundschafft die Waaren in weißem Papier verpackten, stand auf dem Packpapier, auf den Tüten, ja, selbst auf den Waaren von Tiez hundertfältig der Name der Firma. Das behagte dem berliner Publikum ganz und gar nicht. Und so blieb es dem tiezischen Waarenpalast fern.

Aber vielleicht hätten alle diese Thorheiten nicht so unheilvoll gewirkt, wenn nicht der Bau des tiezischen Hauses für den Verkauf in hohem Maße unvortheilhaft gewesen wäre. Es fehlte ein großer Verkaufsbüchsehof und dadurch kamen die Waaren nicht zur Geltung. Das Ganze machte, wenigstens bei Tage, einen unangenehm bedrückenden Eindruck. Es roch förmlich nach Ransch. In die anderen Waarenhäuser wurde das Publikum dadurch gelockt, daß die vornehm ausgestatteten Räume und die Berührung mit den „oberen“ Schichten der Bevölkerung dem Gefühl der Massen schmeichelte; bei Tiez fiel dieses Lockmittel fort. Die hohen Rassen versperrten die Aussicht. Man hatte keinen Ueberblick über das Ganze. Man verlor sich in unerfreulichen Einzelheiten. So lange Jeder einmal Tiez gesehen haben wollte, war es voll, hielt auch manche Equipage vor der Thür. Aber schließlich überwog doch selbst beim kleinen Bürgerstand unbewußt das ästhetische Empfinden.

Viel schadete Tiez auch das auffallende Verhalten seines Personals: es benahm sich wenig diskret. In den oberen Räumen war man oft Zeuge des Duzkommens zwischen Männlein und Weiblein. Ueberhaupt waren im Personalengagement von vorn herein die größten Fehler begangen worden. Man hatte Alles engagirt, was man bekommen konnte. Ein solches Verfahren ist schon bei jedem anderen Geschäft ein Fehler, aber um so mehr bei einem Waarenhaus, dessen Betrieb zur Voraussetzung hat, daß jedes Theilchen der Maschine ganz

erakt funktioniert. Bald nach der Eröffnung mußte Tieg Leute entlassen; er hat es sogar fertig gebracht, noch im Dezember Angestellten zu kündigen, zu einer Zeit also, wo in anderen Waarenhäusern Mangel an Personal zu herrschen pflegt.

Und eben so wie Tieg das Reklamebedürfnis des berliner Publikums vollkommen verkannte, scheinen seine Einkäufer auch den Waarengeschmack der Berliner durchaus falsch eingeschätzt zu haben. Sie stapelten aufs Gerathewohl Waaren auf Waaren. Das war dem natürlichen Prinzip des Waarenhausbetriebes, der schnellen Umsatz fordert, vollkommen zuwider. Der Umsatz muß sogar, wenn Noth am Mann ist, auf Kosten des Verdienstes erzielt werden. Die tiegischen Einkäufer scheinen aber merkwürdiger Weise Waaren eingekauft zu haben, für die sich selbst bei niedrigen Preisen keine Käufer fanden. Dieses Versagen des Publikums ist außerordentlich lehrreich und widerlegt ein wichtiges Argument der Waarenhausgegner aufs Schlagendste. Diese behaupten bekanntlich, das Waarenhaus wirke insofern schädlich, als es das Publikum zu unbeabsichtigten Käufen verleite und ihm Waaren aufdränge, für die es hinterher gar keine Verwendung habe. Das tiegische Beispiel gerade beweist, wie wenig Einfluß eigentlich das Waarenhaus auf den Geschmack des Publikums hat, wie jedenfalls das Publikum sich keinen Geschmack aufrängen läßt. Es ist eben in dieser Hinsicht doch selbständiger, als man gemeinhin annimmt. Die erste Regel für die Leitung eines Waarenhauses muß daher sein, den Geschmack der Menge zu ergründen und ihm entgegen zu kommen; gegen diese Regel hat Tieg zu seinem Schaden vom Tage der Eröffnung an gesündigt.

Aus der Zahl der führenden berliner Waarenhäuser ist Tieg jedenfalls gestrichen. Daß er viele seiner Disponenten entlassen hat, spricht dafür, daß er zu einer größeren Konzentration des Betriebes übergehen will. Damit ist aber zugleich eine Vereinfachung des Geschäftsganges verbunden. Aus dem Weltwaarenhaus, das die Firma Tieg sein wollte, ist also ein Kaufhaus niederer Ordnung geworden, das sich schließlich in Berlin erhalten wird wie viele andere auch. Die Einnahmen seiner Provinggeschäfte wird Herr Tieg in Berlin wohl aber nach und nach aufzehren müssen.

Die Nationalbank für Deutschland hat in einer Zuschrift an die Redaktion der Zukunft (S. das Fests vom sechsten April 1901) in Abrede gestellt, zu der Aktiengesellschaft für Montanindustrie in irgend welcher Beziehung zu stehen. Formell ist Das richtig. Ich stelle jedoch Dem gegenüber fest:

1. Herr Generalkonsul Eugen Landau ist gleichzeitig bei der Nationalbank und bei der Aktiengesellschaft für Montanindustrie Vorsitzender des Aufsichtsrathes.
2. Im Aufsichtsrath der Nationalbank sitzen, wie jüngst ein berliner Blatt festgestellt hat, vier Verwandte des Herrn Landau.
3. Der Bankier Karl Cahn (Berlin) ist gleichzeitig Mitglied des Aufsichtsrathes der Nationalbank und der Aktiengesellschaft für Montanindustrie.
4. Die Nationalbank ist Zahlstelle für die Dividendenscheine und Coupons der Aktiengesellschaft für Montanindustrie und des von ihr gegründeten Wilowicer Eisenwerks. Die Folgerungen überlasse ich dem Leser. P. Iustus.